

Christopher Brookmyre

Die hohe
Kunst des
Bankraubs

Roman

Aus dem Englischen
von Hannes Meyer

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2014

Titel der Originalausgabe: *The Sacred Art of Stealing*

Copyright © Christopher Brookmyre 2011

All rights reserved

Aus dem Englischen von Hannes Meyer

Verlag Galiani Berlin

© 2013, 2014, für die deutsche Ausgabe

Verlag Kiepenheuer & Witsch GmbH & Co. KG, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des

Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln, nach einer Idee von

Manja Hellpap und Lisa Neuhalfen, Berlin

Umschlagmotiv: © Getty Images/CSA Images

Lektorat: Florian Ringwald /Wolfgang Hörner

Gesetzt aus der Scala

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04697-7

Zeugenaussage: Andy Webster (19)

Weihnachten war dieses Jahr früher gekommen.

Naja, genau genommen waren es noch drei Wochen, aber auf jeden Fall war Weihnachten nicht abgesagt. Halleluja. Jauchzet und frohlocket. Noch drei Wochen, noch drei Samstage, und dazu die am besten besuchten des Jahres, einer wichtiger als der andere für die Wirtschaft der Einkaufsstraße. Drei weitere saftige Tage, die nicht mehr von einer Zerstörung wortwörtlich biblischen Ausmaßes bedroht wurden. Der Weihnachtsmann konnte schon mal die Rentiere einspannen.

Die Senkung des Zinssatzes im November war vom Einzelhandel im Vorfeld der umsatzstärksten Jahreszeit positiv aufgenommen worden, und den Experten nach würde die gesamte Branche davon profitieren. Andys Geschäft zeichnete sich durch eine gewisse Nähe zum Einzelhandel aus, doch rechnete er weder mit einem bedeutenden Trickle-down-Effekt dieser Entwicklung noch fürchtete er nennenswerte negative Auswirkungen. Ganz allgemein teilte er nicht die Aufregung der Stimmen aus dem Kernsektor. Was sollten ihn die Zinssätze angehen? Er hatte keinerlei Kreditbedarf und zum Glück kaum laufende Kosten. Dafür war sein Geschäft anderen Variablen ausgesetzt, um die sich der Rest des Einzelhandels keine Gedanken machen musste. M&S zerbrach sich zwar den Kopf über das Konsumklima und über die eigene Marke auf einem Markt, der sich rasant entwickelte, lief aber nicht Gefahr, von der Polizei verscheucht zu werden. The Gap

wurde zwar von den Globalisierungsgegnern ideologisch hinterfragt und war der unberechenbaren Flüchtigkeit der Jugendmode ausgesetzt, die jederzeit beschließen konnte, dass Röhren jetzt die neuen Baggies waren, dafür waren dem Laden sicher noch nie von pubertierenden Schlägern mit Kappa-Pullis und Cutter-Messern die Tageseinnahmen abgezogen worden. Und den ganzen November über hatte der Rest des Einzelhandels auf die Bank of England angestoßen und in Erwartung saftiger Vorweihnachtsumsätze die Kassen geölt, aber dem Rest des Einzelhandels wurde auch nicht von einem unermüdlichen amerikanischen Bibelfreak mit Mikro und Batterieverstärker der Auftritt versaut.

Andy spielte auf der Buchanan Street nicht weit von der Ecke Gordon Street, um sich ein bisschen Biergeld zu verdienen und damit er seine Studienkredite noch von seinem späteren Gehalt statt von seiner Rente abbezahlen würde. Er stand an den meisten Samstagen dort und an ein paar Nachmittagen unter der Woche, je nachdem, wie seine Vorlesungen lagen, wie viele Essays noch anstanden und ob der Nordwind Regen vor sich herpeitschte oder nur seine linke Hand am Griffbrett festfrieren ließ. Er hatte ein paar Stellen zwischen der Argyle Street und der Gordon Street ausprobiert und sich letztlich ein Stück nördlich Letzterer niedergelassen, wo zugegebenermaßen nicht mehr ganz so viel los war wie tiefer in der Fußgängerzone, dafür war aber auch die Gefahr geringer, dass die Polizei ihn verscheuchte, weil er den Fluss der Massen zu sehr störte.

Er stand mit dem Rücken zum verwitterten Sandsteingebäude einer ehemaligen Bank, das jetzt eine Handy-»Boutique« beherbergte, weil er sich überlegt hatte, dass Mobiltelefonverkäufer sich hoffentlich nicht trauen würden, jemandem wegen ungebetener Beschallung Ärger zu machen. Bisher war die Rechnung aufgegangen, aber sicher trugen auch der massive Stein und die moderne Doppelverglasung dazu bei. Als besonders gut hatte sich der Standort auch erwiesen, weil er fast direkt gegenüber des nach seinem Architekten benannten McLennan Building lag, eines pseudogriechischen Prunkbaus aus der Zeit Queen Victorias, der

aber hauptsächlich für das Finanzinstitut bekannt war, das ihn in Auftrag gegeben und seitdem dort seinen Hauptsitz hatte. Andy wusste nicht, wie er den Laden heutzutage nennen sollte – die Bank der schottisch-presbyterianischen Entbehrung war mit der kargen Northern Building Society fusioniert, und er wusste nicht, in welche Kategorie der resultierende Riese fiel – für ihn war aber auch viel wichtiger, dass er nun auch samstagsvormittags aufhatte und eine noch größere Laufkundschaft lockte, als die Geldautomaten allein es vermocht hatten.

Dummerweise zogen Geldautomaten überall auf der Welt immer auch Obdachlosenzeitungsverkäufer an, deren Nähe jeden Straßenmusiker in den Ruin treiben konnte. Andy hatte nichts gegen die armen Schweine, aber Geschäft war Geschäft, und es war nun mal so, dass man sein etwaiges Wechselgeld nach einer Konsumorgie auf dem Rückweg zum Parkhaus lieber dem echten, ausgewiesenen Obdachlosen zusteckt als dem Pseudohippie-Studenten, der sich ja immerhin noch die Zwölfsaitige leisten konnte, auf der er *No Surprises* herunterklampft. Andy stand zum Glück zwanzig, dreißig Meter von der Bank entfernt, weit genug außerhalb des Einflussbereichs des nächsten Zeitungsverkäufers; also konnte er auf das Geld der Leute hoffen, die jenen noch nicht erreicht hatten, oder von den verspäteten Schuldgefühlen derer profitieren, die eigentlich eine Zeitung hatten kaufen wollen, es sich dann aber doch anders überlegt hatten und schnell weitergegangen waren.

In der Mikroökonomie der Straßenmusik gab es also nur wenige Konstanten. Man konnte nie so recht vorhersagen, wie sich all die chaotischen Variablen auf einen auswirkten und was der Flügelschlag des Schmetterlings am Amazonas von der Argyle Street zu ihm heraufwehen würde: Vielleicht würde das halbe Prozent gesenkter Zinsen den Weg in seinen Gitarrenkoffer finden; oder vielleicht würde der eine Typ, der zufällig auf Green Day stand, ein bisschen mehr in Unterwäsche für seine Frau investieren und nur noch ein paar Pence übrig haben, wenn er Andy *Time of Your Life* singen hörte. Alles war offen. Manchmal gönnte er sich eine Auszeit vom

Standardrepertoire und trällerte etwas, was nicht unbedingt jeder kannte, was natürlich oft den Geldfluss versiegen ließ, außer, jemand kam zufällig vorbei, der ganz besonders begeistert war, dass ein Straßenmusiker so eine obskure Perle spielte. Bei *Closer to Fine* von den Indigo Girls ließ sich dieses Phänomen relativ häufig beobachten, obwohl es einmal auch zu einem unschönen Zwischenfall gekommen war, als ihn eine besonders humorlose Passantin bezichtigte, er wolle andeuten, sie sei lesbisch, weil er den Song gerade angestimmt hatte, als sie vorbeigekommen war.

Doch ein Zufallsfaktor hatte ihm nichts als Ärger gebracht und den Fußgängerverkehr um seinen Standort herum stärker beschleunigt als jeder kotzverschmierte Alki mit Buckfast-Flasche (und der würde immerhin irgendwann einpennen oder gelangweilt abziehen). Seit drei Wochen diente nämlich die Stelle auf halbem Weg zwischen Handyladen und Bank diesem schwafelnden Jesus-Junkie mit Rauschebart als Open-Air-Kanzel. Er war jeden Samstagmorgen da gewesen und unter der Woche auch ein paar mal und hatte endlos in sein Mikrofon palavert und mit einer Bibel gewedelt. Wie bei allen Freiluftmissionaren in den Fußgängerzonen der Welt hatte das den Effekt, dass in einem weiten Umkreis, der leider auch Andys Platz einschloss, alle Leute vorbeihasteten und jegliche Sinneseindrücke abblockten. Okay, der Typ packte meistens gegen zwölf seine Sachen, aber da hatte er Andy schon die halben Tageseinnahmen versaut.

Er war zwar kein Hölle-und-Fegefeuer-Wüterich mit wirrem Blick, aber er war breit genug gebaut, dass Andy ihn lieber nicht bitten wollte, sich zu verpissen. Er stand einfach nur da und faselte pausenlos vor sich hin. Andy hatte ihn den Nicht-allzu-Manic-Street-Preacher getauft. Der Kerl hielt echt stundenlang durch, und obwohl er mitten in der Fußgängerzone stand, würde die Polizei ihn bestimmt nicht verjagen. Es gab wohl ein ungeschriebenes Gesetz, das jegliches asoziale Verhalten entschuldigte, sofern der Täter in Jesus lebte. In der Realität lebte der NAMSP zumindest nicht. Er machte einfach den Mund auf und ließ es fließen. Es interessierte ihn anscheinend auch gar nicht, ob jemand zuhörte, er

quasselte einfach und starrte ins Leere. Er stand mit dem Gesicht Richtung Bank, schaute aber sicher in eine andere Dimension. Andy blendete ihn aus, so gut es ging, aber selbst beim Singen und Spielen schnappte er einzelne Sprachfetzen auf und fragte sich, ob das, was er verpasst hatte, den Rest irgendwie in einen Kontext mit dem Planeten Erde setzen konnte.

Unterhosen als Metapher für Jesu Liebe, Scheiße noch mal. »Jesus und deine Unterhose: Beide nimmst du als alltäglich hin, doch was würdest du ohne sie tun? Sie helfen dir im Verborgenen und fallen dir erst auf, wenn sie fehlen, solltest du darüber nicht öfter einmal nachdenken? Über die Behaglichkeit und Sicherheit, die Unterstützung und Wärme, die dir so selbstverständlich vorkommen, weil sie dir immer klaglos und bedingungslos zur Seite stehen? Solltest du nicht hin und wieder danke sagen?«

Andy hatte sich kurz überlegt, ob das Ganze nur eine Riesenverarsche war, aber dann war ihm eingefallen, dass diese Typen jede einzelne Sekunde ihres Lebens in absolut hundertprozentig zertifiziert ironiefreier Ernsthaftigkeit verbrachten. Außerdem hörte es sich in diesem frommen, übertrieben herzlichen und affektiert demütigen Ton genauso an wie jeder andere nichtssagende Sermon. Die Parabel der Heiligen Unterhose war auch nicht weniger ergreifend als der Dünnschiss, der jeden Morgen bei Radio Scotlands »Thought of the Day« gesendet wurde. Gestern hatte dort Reverend Misery O'Dreich das alljährliche Gejammer über die Kommerzialisierung und den »wahren Geist« von Weihnachten abgeliefert. Andy war kurz davor gewesen, da anzurufen und dem Pfarrer zu erklären, dass hierzulande winterliche Zeitvertreibe wie Geschenkeaustausch, Fressorgien und Massenbesäufnisse inklusive anschließendem Sex mit denkbar unpassenden Partnern eine weit längere Tradition hatten als das Christentum. Er hätte wahrscheinlich sogar vorhergesagt, dass die Archäologen eines Tages in der Gegend der Salisbury Plains eine Truhe voller Menschenärtsche auf Pergament finden werden, die an einer Sonnenwendfeier gezeichnet worden waren, die dreitausend Jahre vor der Erfindung des Fotokopierers stattgefunden hatte.

Da Andys eigene Kommerzialisierung der Vorweihnachtszeit bisher verdammt enttäuschend ausgefallen war, hatte er dem Pfarrer nicht zustimmen können. In Anbetracht seiner Einnahmen der vergangenen drei Samstage würden ein paar Fotokopien seines eigenen Arschs wohl als Geschenke für Freunde und Familie ausreichen müssen.

Doch siehe, es begab sich zu dieser Zeit etwas Wunderbares. Er hatte den Großteil des Samstagmorgens abgeschrieben, erst gegen halb zwölf seinen Platz eingenommen und akzeptiert, dass er wohl am Abend nicht früher Schluss machen und sich das letzte Heimspiel des Jahres im Brockville Park ansehen konnte. Er kreuzte die West Nile Street und sah vor sich: überhaupt nichts! Eine weite Leere, wo sonst immer der NAMSP gestanden hatte, die manche Leute immer noch umgingen, als würde sie ihr Unterbewusstsein davor warnen. Andy wurde von einer spontanen Adventseuphorie gepackt, und er kaufte sich eine blinkende Weihnachtsmannmütze bei dem schmierigen Typen, der den Rest des Jahres Feuerzeuge vertickte, nahm seinen Platz ein und sang aus voller Kehle die eine Slade-Nummer, zu der er sich eigentlich niemals hatte herablassen wollen.

Er schrammelte etwas leiser auf die Bridge zu, damit er für die letzte Strophe schön laut werden konnte, als ihn eine Lautsprecherstimme zusammenzucken ließ. Zu seiner großen Erleichterung stellte er aber sogleich fest, dass er die Stimme kannte und sie weder live noch amerikanisch war. Es war das gesprochene Intro der Extended Album Version von *One Step Beyond*. Dummerweise war es jetzt schon dröhnend laut, bevor die Musik überhaupt angefangen hatte.

Vor Andy drehten sich alle Köpfe gleichzeitig Richtung Royal Exchange Square, als der unverkennbare Saxofon-Riff des Madness-Instrumentalhits schlechthin erklang. Mit ein bisschen Glück war es bloß ein Werbewagen, der eine Bar, ein Weihnachtstheater oder einen Ausverkauf ankündigte. Da er wusste, dass er fürs Erste unsichtbar geworden war, steckte er sein Plektrum ein und stellte sich auf den Gitarrenkoffer, um über die Köpfe der anderen sehen

zu können, die alle stehen geblieben waren und die Hälse reckten. Es war kein Wagen und keine Werbung, außer vielleicht für Anti-halluzinogene.

Sie waren zu fünft – alles Männer, nahm er an, war sich aber nicht hundertprozentig sicher – und marschierten in der Tanzkette auf ihn zu, die alle aus den Madness-Videos kannten und deren Andenken später von der berüchtigt unglücklichen Musical-Einlage in *Der Frühstücksklub* auf ewig beschmutzt worden war. Es war eine ruckelige Stampfpolonaise, deren Teilnehmer die fast verzahnten Knie, Fäuste und Ellenbogen synchron vor und zurück bewegten. Diese Koordination allein hätte schon gereicht, um an einem Samstagmorgen in Glasgow alle Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aber auch sonst waren sie nicht zu übersehen. Alle fünf waren identisch als Clown geschminkt: unmenschlich grünes Gesicht, blaue Kreuze über den weinenden Augen und ein breites, fröhlich böses Grinsen von einem Ohr zum anderen. Sie trugen alle rote Lockenperücken und weite, bunte Overalls mit einem breiten gelben T über den Schultern und den Rumpf hinab mit grünen und blauen Streifen zu beiden Seiten.

Der in der Mitte hatte einen Ghettoblaster geschultert und drei der anderen hatten knallgelbe Rucksäcke auf, was die Choreografie noch beeindruckender machte. Der Vorderste musste wohl nichts tragen, weil er über einen halben Meter kleiner war als die anderen. Ein weiterer Grund für seine Unbepacktheit wurde bald klar: Als sie die Buchanan Street entlangtanzten, wurde er von seinem Hintermann in die Luft geschleudert und nach einem Salto vom Letzten aufgefangen. Als er dort wieder auf den Boden gesetzt wurde, drehte sich die ganze Gruppe um hundertachtzig Grad, sodass der Kleine wieder führte.

Diese Einlage wiederholten sie noch zweimal, während sie vor der Bank auf- und abmarschierten und die Leute einen großen Kreis um sie bildeten, von dem Andy aber ausgeschlossen war. Also sammelte er das bisschen Kleingeld ein, das die ersten beiden Strophen eingebracht hatten, und ging hinüber, um sich die hoffentlich kurze Darbietung anzusehen.

»Ist bestimmt Werbung für McDonalds«, sagte eine Stimme aus der Menge, was Andy bezweifelte. Die Haare, die Overalls und die Schminke passten nicht, und der Manager der Evil Global Marketing Corp, der vorschlug, Ronald McDonald solle Tränen auf den Wangen haben, würde sicher bald seinen Hut nehmen dürfen. Der Kultentertainer, als der sie sich verkleidet hatten, war zwar für seine Schminke bekannt, ein Clown war er aber bestimmt nicht. Jetzt konnte Andy sehen, dass sie nicht bloß gleich geschminkt waren, sondern sogar das gleiche Gesicht hatten. Die roten Locken gehörten wohl zu einer ganzen Latexmaske. Das kam ihm wie eine ziemlich teure Aufmachung für Straßenkünstler vor, was ein finanzielles Motiv eigentlich ausschloss.

Der Song erreichte sein hallendes, bebendes Ende, und die fünf Tänzer kamen langsam zum Stehen wie eine bremsende Dampflokomotive. Die Zuschauer spendeten herzlichen Applaus, und mehrere bekundeten, es sei »viel besser als die Scheißroboterpantomimen, die man sonst auf der Argyle Street sieht«. Andy klatschte mit, als er verstand, dass die Truppe keinen Hut rumgehen ließ.

Ein paar der Zuschauer gingen weiter, aber viele blieben erwartungsvoll stehen. Dem Gesetz der Fußgängerneugier folgend kamen viele Neue dazu, die zwar noch nichts gesehen oder gehört hatten, aber wissen wollten, warum alle anderen bei der Scheißkälte plötzlich stehen geblieben waren. Verdammt noch mal, dachte Andy, die machten nicht mal was, und trotzdem zogen sie mehr Leute an als er in einem Monat.

Seit dem Ende des Songs standen die fünf stocksteif da. Das waren erst höchstens zwanzig Sekunden, aber wegen der Ungewissheit und Spannung wirkte es viel länger. Dann bewegte der in der Mitte einen Finger, und wieder schallte Musik aus dem Ghettoblast: ein tiefer, schnell pulsierender Bass-Synthesizer.

»Ach nee, jetzt machen die doch noch diese Roboterscheiße.«

Andy wusste es besser. Er lächelte, als er den Track erkannte: *Faith Healer*. Eine rhythmische Ska-Einlage stand jetzt nicht mehr an, aber es blieb spannend, denn er wusste nicht, was sie vorhatten. Leise setzte die Gitarre ein, und die fünf setzten sich wieder in

Bewegung, als hätten sich die elektrischen Impulse aus dem Gerät auf sie übertragen. Wie eine altmodische Stop-Motion-Animation ruckelten sie vorwärts und beschrieben einen weiten Kreis um die Zuschauer herum. Als sie wieder am Startpunkt angelangt waren, bogen sie auf die breite Eingangstreppe der Bank zu, und die Menge teilte sich vor ihnen.

»Ist vielleicht 'n Protest oder so.«

»Klar. Die Bank unterstützt bestimmt irgendwo 'ne Regierung, die Clowns unterdrückt, was? Glaubst du doch selber nicht.«

»Nee, die wollen sagen, die Leute von der Bank sind selber Clowns, oder so.«

»Ach, Quatsch. Gleich lassen die 'nen Hut rumgehen, wirst schon sehen.«

Bisher deutete zum Glück nichts darauf hin. Die fünf schlängelten sich zuckend die Stufen hinauf auf die Glasflügeltür zu, vor der sich der Kleine hinkniete. Die nächsten beiden stiegen über ihn hinweg, und jeder öffnete zu einem Crescendo des Songs einen Flügel. Die letzten beiden stiegen über den Kleinen und gingen in die Bank, wonach der plötzlich wieder aufrecht und mit dem Gesicht zum Publikum stand. Er verbeugte sich mit weit ausholender Geste, ging rückwärts ins Gebäude, und die ersten beiden schlossen vor ihm die Tür: der Vorhang war gefallen.

Die Menschenmenge draußen fühlte sich betrogen, die Enttäuschung war deutlich zu spüren. Es war, als wären die Außerirdischen endlich gelandet, hätten mit dem Arsch gewackelt und wären dann sofort wieder mit dem Mutterschiff abgehauen, bevor sie jemand hatte fragen können, wie es Elvis gehe und ob der eine Schuss von Peter van Vossen schon im Pferdekopfnebel angekommen sei. Die Stimmung hielt aber nicht lange an, weil plötzlich allen wieder einfiel, dass sie noch die Teemaschine für Tante Senga besorgen mussten, und sie straffen Schrittes weitergingen, als wären sie nie stehen geblieben.

Andy war über die fehlende Auflösung zwar ein bisschen enttäuscht, aber hauptsächlich freute er sich, dass der Bann gebrochen war. Er kehrte an seinen Platz zurück und ließ sich dazu

inspirieren, da weiterzumachen, wo die fünf aufgehört hatten. Fröhlich schlug er die energisch-schnellen Akkorde von *Boston Tea Party* an und störte sich nicht weiter daran, dass alle, die den Song wahrscheinlich wiedererkennen würden, gerade in der Bank verschwunden waren.

Zeugenaussage: Michelle Jackson (26)

Michelle tat hinter dem PC im bedauerlicherweise offen angelegten Kundeninformationsbereich beschäftigt und war entschlossen, selbst dann nicht zu den Kunden hinüberzuschauen, wenn die sich ausziehen und beieinander Kriegsbemalung auftragen würden. Mit ungespielt angestrengtem Blick tat sie so, als würde sie eine Seite voller sinnloser Zahlen studieren, während sie das Ergebnis einer Internetsuche in einem minimierten Fenster abwartete. Sie recherchierte gerade Mittel gegen Kater, danach war das britische Arbeitsrecht dran (sie wollte wissen, ob sie am Samstagmorgen nach der Filialweihnachtsfeier wirklich zur Arbeit gezwungen werden durfte), dann die Menschenrechte der EU (ob man am Samstag überhaupt zur Arbeit gezwungen werden durfte) und schließlich die Website von *Exit* (weil sie sich würde umbringen müssen, falls ein gewisser Zwischenfall auf der Party bekannt wurde).

Samstagmorgen, verdammt noch mal – das war doch nicht in Ordnung. Wen interessierte schon, wann man unter der Woche nach Hause kam; wer konnte schon etwas mit einem Dienstagnachmittag anfangen? Ihr ging's auch nicht um irgendwelche religiösen Traditionen – in diesem Teil der Welt war Samstag der Ruhetag, vor allem wenn man am Freitagabend davor ernsthaft gesoffen hatte. Ihre Gewerkschaft war mit den Tücken der Fusion überfordert gewesen und hatte sich in diesem Punkt übers Ohr hauen lassen. Die Leute von der Baugesellschaft hatten sowieso

schon samstagsvormittags gearbeitet, was dem neuen Leitungskollektiv einen gehörigen Verhandlungsvorteil gab, aber natürlich war das Hauptargument in den Verhandlungen die Garantie gewesen, dass es dann zu keinen »betriebsbedingten Kündigungen« kommen würde. Die Schweine wussten, dass sich *samstagsmorgens arbeiten* deutlich besser anhörte als *gar nicht mehr arbeiten*, aber gerade kam ihr der Gedanke an Arbeitslosigkeit eigentlich ganz reizvoll vor.

Sie hatte nur noch eine gute Viertelstunde bis Feierabend, aber dieses So-nah-und-doch-so-fern-Gefühl war die pure Folter. Eigentlich ein Wunder, dass sie überhaupt schon drei Stunden durchgehalten hatte, aber jetzt konnte sie wirklich nicht mehr. Ihr war, als hätte ihr jemand von innen den Schädel abgeschmiregelt und dann drei Viertel der Flüssigkeit abgesaugt, die normalerweise dafür sorgte, dass ihr Gehirn nicht dauernd gegen die Wände wummerte. Schon bei winzigen Bewegungen kniff sie unwillkürlich die Augen zu, weil ihr grelle Blitze von hinter den Lidern aus durch den Kopf zuckten, und auch wenn sie mittlerweile nichts mehr im Magen hatte, was sie noch hätte kotzen können, war der nächste Würgeanfall nur eine Pommestütenduftwolke entfernt. Das war allerdings nur die chemische Seite ihrer Übelkeit, die sie normalerweise mithilfe von Brause, Ibuprofen und gut acht Stunden Mädchenfilmen auf ihrem Schlafzimmerschirm überstehen würde. Michelles Leiden war aber viel, viel schlimmer. Ein Kater, der einen wirklich umhaute, der alle physischen Symptome verstärkte, deren Linderung aber gleichzeitig irrelevant machte – der nämlich nicht nur auf maßlosem Trinken beruhte, sondern auch auf etwas, was man dabei gesagt oder getan hatte.

Genau.

So ein Kater: eine ausgesprochen brutale Symbiose von Vergiftungserscheinungen und Reue, bei der sich der physische Schmerz und die emotionale Angeschlagenheit multiplizierten. Schuldgefühle mal Kopfschmerzen, Übelkeit mal Scham. Doch selbst in dieser stygischen Schicht des individuellen Leids gab es noch eine obere und eine untere Ebene. Selbst wenn einem der Geruch der

eigenen Kotze in die Nase stieg, während man ganz besonders leise am Bad vorbeischlich, wusste man oft doch selbst, dass man sich in diesem geschwächten Zustand einfach viel zu viele Sorgen über das eigene Verhalten und die eigenen Aussagen machte, die doch von den anderen Säufern kaum einer mitbekommen hatte, und an die sich erst recht keiner mehr erinnerte. Diese Katerzustände klammerten sich noch an die unterste Sprosse. Darunter – weit, weit darunter, von wo man kaum noch die Leiter ausmachen konnte – befanden sich die, bei denen einem jedes Bewusstsein zum Feind wurde; bei denen in kurzen Momenten ohne Schmerz und Übelkeit die Schrecken der Nacht doch nur die Gedanken vergifteten und jede Perspektive zerstörten.

Das Wort Reue wurde der Sache nicht gerecht. Reue spürte man, wenn das eigene Haus abgebrannt war oder wenn man Stalingrad nicht hatte einnehmen können. Es bedurfte einer Neuschöpfung, wenn man sich mit Baileys die Kante gegeben und es dem neuen Finanzberater mit der Hand gemacht hatte – *nein, Michelle, die ganze Wahrheit: Wenn du ihn auch nur einmal mit den Lippen berührt hast, hast du ihm nach den gnadenlosen Gesetzen von Klatsch und Tratsch ...* – einen geblasen, in einem zugigen Hotel-treppenhaus.

Warum, warum, warum, warum, warum, warum, warum ...

Es ging ihr beschissen, und sie fühlte sich einsam, und es war einfach unmenschlich, dass sie in diesem Zustand mit anderen Menschen interagieren musste – womöglich sogar mit Kunden. Sie brauchte jetzt ein zurückgezogenes Genesungswochenende, bevor sie wieder Leuten in die Augen sehen konnte, erst recht ihren Kollegen, ganz zu schweigen von *ihm*, Grant Kelly. Dieser ultimative Schrecken war ihr bisher glücklicherweise erspart geblieben, aber auch nur, weil er den ganzen Morgen Beratungsgespräche gehabt hatte und sie sich immer hinter dem Schreibtisch versteckt hatte, wenn er seinen nächsten Kunden aus dem Schaltersaal abgeholt hatte.

Er war nach der Fusion von einer nahen Filiale der Great Northern dazugekommen, die wegrationalisiert worden war. Sie

hatten in den drei Monaten, seit er dabei war, nicht viel miteinander gesprochen, also wusste sie eigentlich nur, dass er recht freundlich wirkte, wenn auch etwas übertrieben selbstbewusst, womit er wohl seine Unsicherheit überspielen wollte. Er sah schon besser aus als die meisten anderen männlichen Kollegen, aber ihre Kolleginnen übertrieben es mit ihrer Bewunderung ein bisschen. Sie konnte aber nicht abstreiten, dass dieses Interesse ihn auch auf sie recht attraktiv wirken ließ, als sie nach dem Essen während der Neunziger-Retro-Disco plötzlich nebeneinander saßen.

Wie die meisten anderen Probleme im Büro lag das, was folgte, hauptsächlich an der Fusion. Nach der Ungewissheit, Unentschlossenheit, den Umwälzungen und dem allgemeinen Chaos war die Planung der Weihnachtsfeier so weit verschoben worden, dass sie nur noch einen Termin für den ersten Freitag im Dezember bekamen, und zu diesem Zeitpunkt war weder ihr Kopf noch ihr Körper auf die Feiertagsvöllerei eingestellt.

Sie hatte sich bei dem betrunkenen Flirt immer weiter aus dem Fenster gelehnt, sodass daraus ein Wettstreit wurde und sie einfach keinen Rückzieher mehr machen konnte. Seine Aufmerksamkeit schmeichelte ihr wohl, aber sie wollte ihm unbedingt auch Kontra geben. Er hatte eine große Klappe, also hielt sie dagegen, sein Charme und Selbstbewusstsein machten ihn attraktiv, spornen sie aber auch an, ihm Paroli zu bieten. Nach zwei Wodkas, sechs Gläsern Wein und Gott weiß wie viel von dem süßlichen irischen Alkoholschleim war ihr das ganz logisch vorgekommen. Sie hatte erwartet, dass sich seine unsichere Seite zeigen würde, dass er merken würde, dass er sich zu viel zugetraut hatte. Dabei hatte sie leider vergessen, dass Männer so etwas selten merken und schon gar nicht zugeben. Ihr alkoholgeflutetes Gehirn wollte ihr weismachen, sie sei Madame Verteille. Schade bloß, dass Laclos keine Tipps gegeben hatte, wie man Spermaflecken aus schwarzem Lycra herausbekommt.

Oh nein, oh nein, oh nein, oh nein.

Sie würde so enden wie das arme Mädchen in London, deren

»Deins war lecker«-Sperma-schluck-E-Mail von ihrem Freund im Internet verbreitet worden war; die Kommunikationstechnologie des 21. Jahrhunderts machte aus dem Planeten weniger ein globales Dorf als vielmehr eine globale Schulklasse voller jungfräulich kichernder Jungs und scheinheilig hinterhältiger Mädchen.

Ihr Karma zahlte ihr jetzt wohl auf brutale, kranke Weise heim, wie sie Alasdair Young auf dem Abschlussball vor zehn Jahren behandelt hatte. Sie hätte mit ihm tanzen, knutschen und ihn irgendwann heiraten sollen. Dann wäre sie jetzt zwar dem Selbstmord nah vor Langeweile, gefangen in einer lieblosen Ehe mit mindestens drei Kindern und einer engen Doppelhaushälfte in Bishopbriggs – aber immerhin hätte sie dann auch nicht Grant Kelly auf der Feuertreppe des Central Hotels einen runtergeholt.

Michelle schaute vorsichtig auf, aber die Sanduhr auf dem Bildschirm wollte sich einfach nicht in einen Mauszeiger zurückverwandeln, und ihre Kopfschmerzen ließen nicht zu, dass sie sich mit den Statistiken beschäftigte. Die Leute in der Schlange konzentrierten sich alle auf die Kollegen an den Schaltern, und es war wohl auch für sie am besten, dass sie nicht zu ihr herüberschauten. Ihr Geisteszustand schwankte hin und her zwischen sentimentaler Anhänglichkeit und geifernder Menschenfeindlichkeit. Sollte ihr wirklich ein Kunde eine Frage stellen, standen die Wettquoten 3/1, dass sie die korrekte Antwort gab, 11/4, dass sie in Tränen ausbrach und 7/2, dass sie ihn an der Kehle packte und brüllte: »Okay, okay, ich geb's zu, ich hab dem Finanzberater einen runtergeholt, du DUMMES ARSCHLOOOCH!«

Die Kunden sahen großartig aus: In der Schlange vor ihr stellte ein Grüppchen unabsichtlich die Evolution des Menschen in Rangers-Blau nach. »We are the people«, war deren Motto – dann wollte Michelle aber nicht dazugehören. Dahinter standen mehrere Frauen, die als logistische Unterstützung ihre gelangweilten Männer zum Shoppen mitgeschleift hatten. Diese Gruppe trennte die Rangers-Fans glücklicherweise, wenn auch höchst provisorisch, von zwei weiteren anthropologischen Anomalien in grünlicheren Tönen. Diese beiden trugen die Garngad-Winterkollektion, die dem

alten Gesetz der regionalen Idiotenmode folgte: je kälter, desto weniger Klamotten. In den letzten Tagen näherte sich das Quecksilber immer weiter der Null-Grad-Marke, also kam für den stilbewussten Jungkatholiken nichts infrage außer einem hauchdünnen, billig nachgemachten Celtic-Trikot. Die Rangers-Fans weiter vorne hatten sich immerhin wärmer angezogen, aber auch die würden wohl nicht bald die Modeseiten der *Paris Match* zieren.

Alle wirkten ruhig und zurückhaltend, aber vielleicht filterte Michelles angeschlagenes Gehirn auch alle Sinneswahrnehmungen so, dass nur das durchkam, was ihr Unbehagen und ihre Paranoia verstärkte. Denn während die Leute in der Bank anscheinend nur alle halblaut vor sich hin murmelten, drang die unfassbar nervige Saxofonmusik von draußen durch die Doppelverglasung direkt in ihren schmerzenden Schädel.

Das verdammte Straßenmusikerpack! Die Pest wünschte sie denen an den Hals. Rücksichtslose Schweine! Hatten die denn noch nie gesoffen?

Der Saxofonradau hörte schließlich auf, wurde aber deprimierenderweise beklatscht, wodurch sich der Täter doch nur zu weiteren Schandtaten anfeuern lassen würde. Klar wie Kotze fing die Musik wieder an, irgendein anderer kakofoner Lärm, der dazu auch noch lauter wurde. Immer lauter.

Jetzt klatschten die Idioten auch noch im Rhythmus mit und verstärkten ihre Qual, während die Musik nicht nur lauter wurde, sondern auch näher kam. Sie wandte sich wieder dem Bildschirm zu und wollte das Suchfenster maximieren. Der Computer hatte sich anscheinend aus Mitleid aufgehängt.

»Mann, was woll'n die Clowns denn hier?«, fragte einer der Rangers-Fans laut genug, dass nicht nur sein Kumpel an seinem geistreichen Scherz teilhaben konnte. »Hö-hö-hö. Verstehse?«

Michelle wollte wissen, wovon er redete, und sah auf. Das Saxofongeläute war schon das Letzte, was sie gerade hatte hören wollen, vielleicht bis auf ein Fünftklässlerblockflötenkonzert, aber diesen optischen Angriff, dieses grelle Farbengewirr, das ihren Sehnerv malträtierte, musste sie einfach persönlich nehmen. Und

als wären die Farben nicht schon verstörend genug, flickflackte und purzelbaumte einer der Clowns auch noch kaleidoskopisch durch die Gegend.

So entschlossen sie in die Bank marschiert waren und so professionell ihre Choreografie wirkte, handelte es sich wohl nicht nur um Straßenkünstler, was wohl auch hieß, dass sie sich nicht so bald wieder verpissen würden. Michelle als leitende Kundenbetreuerin war aber nicht über irgendwelche Werbeaktionen in Kenntnis gesetzt worden, und hätte sie lange genug stehen und einem von ihnen in die Augen sehen können, hätte sie sicher eine Erklärung gefordert.

Sie konnte gerade so Fraser, dem Wachmann, einen Blick zuwerfen, damit er eingriff, aber ein paar der Idioten in der Schlange klatschten auf die Ermutigung der Clowns hin schon fleißig mit, und Fraser schaute bloß mit blödem Grinsen zu. Schließlich bemerkte er doch ihren bösen Blick und ging auf den Clown mit dem Ghettoblaster zu, der das natürlich vorhergesehen hatte. Er drückte Fraser das Gerät in die Hand, der es treudoof annahm.

»Nur zwei Minuten«, erklärte der Clown ihm selbstbewusst, »ist für *Children in Need*. Danke.«

Aber natürlich. Jeglicher asozialer Irrsinn ließ sich rechtfertigen, wenn er für einen guten Zweck war. Wenn Hitler »als Zeichen gegen *Spina bifida*« in Polen einmarschiert wäre, hätte keiner etwas dagegen gehabt, wie es mal jemand ausgedrückt hatte. *Children in Need* und *Comic Relief* waren die beiden Wohltätigkeitsorganisationen, von denen Michelle am wenigsten hielt, was natürlich nichts mit irgendwelchen moralischen Bedenken zu tun hatte. Es lag vielmehr daran, dass sich an jedem ihrer bisherigen Arbeitsplätze die armseligsten, griesgrämigsten rechten Drecksäcke, die sich unaufhörlich über Sozialhilfebetrüger, Asylanten und alleinerziehende Schmarotzermütter beschwerten, als Großzügigkeit in Person aufspielten, weil sie sich einen Freitagnachmittag im Jahr in ein Hühnerkostüm zwängten und aufdringlich ihre Kollegen nervten, sie mögen doch bitte »'nen Groschen in den Eimer werfen«.

Die Show war also nicht mehr aufzuhalten. Einer der Clowns war ein Liliputaner (Michelle fiel die aktuell politisch korrekte Bezeichnung nicht ein, aber in ihrem Zustand musste alles außer »Giftzwerg« als zuvorkommend höflich gelten), der mit kunstvollen Saltos zwischen zwei anderen in der Truppe hin- und herflog und immer wieder mit dem Fuß in ihren verschränkten Händen landete. Die meisten Kunden waren bedauerlicherweise begeistert. Jetzt klatschten sie nicht nur jeden zweiten Takt, sondern hoben auf die Anweisung einer der Clowns immer die Hände in die Höhe, wenn der Song bei der Zeile »Can I put my hands on you?« ankam. Einige andere Kunden waren natürlich erstarrt aus Angst vor jedem direkten Kontakt und hofften offensichtlich, ohne Abgabe eines Verlegenheitsgroschens davonzukommen.

Michelles Kollegen grinsten selbstgefällig durch das kugelspendeneimer-, verlegenheits- und menschenkontaktsichere Glas, das sie vor den ungewaschenen Mengen schützte. Diese teure, robuste Schutzwand war mit dem neuen Sicherheitssystem eingebaut worden. Die Leitung hatte nicht die Bedenken der Mitarbeiter an vorderster Front darüber geteilt, dass der Aufbau gut anderthalb Meter unter der Decke aufhörte. »Darüber müssen Sie sich nur Sorgen machen, wenn hier Männer mit Strumpfmasken und Trampolin reinkommen«, hatte der Direktor den Einwand abgetan.

Diese Erinnerung war ihr gekommen, als der Kleine auf seinen Assistenten zugerannt war, der ihn sich dann rückwärts über den Kopf schleuderte, sodass er oben auf den Schaltern landete, wo er sich theatralisch verbeugte. Selbst die eben noch stocksteifen Kunden applaudierten und rissen mit den anderen die Hände in die Luft, als die entsprechende Songzeile wiederkehrte. Katerbedingt misstrauisch ließ sie sich nicht so von dem Schauspiel einlullen wie die anderen Zuschauer und sah, was das Spektakel überspielte: Sie hatten kein Trampolin gebraucht, aber dort stand ein Mann auf der Sicherheitsbarriere. Keine Strumpfmaske weit und breit, aber doch standen da fünf Vermummte in der Bank. Zwar hatte keiner eine Waffe gezogen, aber die Kunden hatten trotzdem schon die Hände oben.

Unwillkürlich sprach sie diese Erkenntnis laut aus.

»Das ist ein Überfall.«

Der Clown, der Michelle am nächsten stand, tippte sich mit einem Finger im Gummihandschuh an die Nase, um ihr zu bedeuten, dass sie richtig geraten hatte. Dann hob er dramatisch beide Hände und brüllte: »Alakazammy, stairheid rammy!«

Darauf sprang der Kleine nach hinten von der Schalterwand, und alle Augen starrten ihn an. Als seine Füße auf dem Tisch aufkamen, hatte er schon eine Maschinenpistole unter seinem Overall hervorgezogen und richtete sie auf die Schalterangestellten. Wie alle auf der anderen Seite des Sicherheitsglases schaute Michelle sich um und sah, dass auch auf sie vier Waffen zeigten. Einer der Clowns stand mit dem Rücken vor der Eingangstür und hielt den Wachmann in Schach. Er drehte die Lautstärke des Ghetoblaster leiser, aber bezeichnenderweise nicht aus. Die restlichen Mitglieder der Truppe hielten Augenkontakt mit so vielen Mitarbeitern und Kunden wie möglich und legten sich den freien Zeigefinger auf die Lippen. Es hatte sowieso nur ein paar halblaute Schreckensschreie und ein »oh Gott« gegeben, aber das ruhige, bestimmte Vorgehen der Räuber sorgte schnell für beinahe absolute Stille.

»Wie die junge Dame hier ganz richtig bemerkt hat«, verkündete der Clown bei Michelle, der wohl der Anführer war, »ist das hier ein Überfall. Wenn also Ihre Hände bereits oben sind, lassen Sie sie bitte einen Augenblick dort, und die von Ihnen, bei denen das noch nicht der Fall ist, bitten wir um Verzeihung für diese zeitweilige Einschränkung Ihres Rechts auf freie Meinungsäußerung – also hoch damit, wie alle anderen auch.«

Die Kollegen an den Schaltern hatten das schon sofort getan, als sie die Waffe des Kleinen gesehen hatten, aber Michelle wusste nicht, ob einer von ihnen noch geistesgegenwärtig den Alarmknopf gedrückt hatte. Den gab es unter jeder Kasse; wenn er gedrückt wurde, setzte sich ein automatischer Notruf ab und verschiedene automatische Sicherheitsmaßnahmen wurden getroffen, ein Alarm ertönte aber nicht, da der die Räuber warnen würde.

Der Mann sprach mit selbstsicherer, aber nicht lauter Stimme in einem seltsam scherzhaften Ton, der vermittelte, dass es keinen Grund zur Feindseligkeit gab. Er hatte einen amerikanischen Akzent mit verwirrendem Glasgower Einschlag, als wäre er von hier und versuchte einen auf Ami zu machen wie die Moderatoren von Radio Clyde.

»Danke«, setzte er fort, als er keinen Einspruch hörte. »Vielen Dank. Wir freuen uns über Ihre Kooperation, und ich bin mir sicher, dass wir einen angenehmen Nachmittag miteinander verbringen werden. Bevor wir loslegen, müssen wir aber noch einige Vorbereitungen treffen. Wenn Sie sich jetzt also bitte alle auf den Boden knien würden. Sehr schön. Und wenn die Kollegen hinter den Schaltern jetzt bitte zu uns nach vorne kommen würden, wäre das toll.«

Michelle stand mit wackligen Beinen auf; von der Höhenveränderung wurde ihr schwummrig. Sie ließ sich auf die Knie sinken, hatte kurz das Gefühl, ohnmächtig zu werden, blieb aber enttäuschenderweise bei Bewusstsein, was vielleicht daran lag, dass ihr alles Blut aus den Armen in den Kopf gelaufen war.

»Und jetzt dürfen Sie die Hände auf dem Kopf ablegen«, bot der Anführer an, der wohl ein paar angestrengte Gesichter gesehen hatte. »Sie sollen ja nicht wie ein Pfingstlerchor aussehen, und ich persönlich kann es gar nicht haben, wenn mir der Arm einschläft.«

Während die anderen Mitarbeiter durch die codegesicherte Tür nach vorne eskortiert wurden, wurden Fraser die Schlüssel abgenommen, der immer noch stand und mit beiden Armen den Ghettohammer hielt. Auch er musste sich jetzt hinknien und das Gerät vorsichtig auf den Boden stellen, dann wurden ihm mit weißem Kabelbinder die Hände hinter dem Rücken gefesselt. Danach schaltete der Clown einen Track weiter, und die sanften Klänge von Bachs *Suite Nr. 3* erklangen. Michelles Kollegen nahmen ihre Plätze auf den kalten Fliesen ein. Jetzt, wo die Geiseln unter Kontrolle waren, nahmen die Räuber ihre Stoffrucksäcke ab und legten sie vor den Hauptschalter.

»Sitzen wir bequem?«, fragte der Chefclown. »Dann fange ich

an. Zuerst lassen Sie mich Ihnen ihre Bankräuber für heute Nachmittag vorstellen. Mein Name ist Mr Jarry und meine Kollegen sind Mr Dalí hier, daneben Mr Chagall, hinter dem Schalter haben wir Mr Ionesco, der Ihnen eben seine großartigen akrobatischen Fähigkeiten gezeigt hat, und schließlich steht da vorne an der Tür Mr Athena.«

Jeder der Männer nickte oder winkte, als er genannt wurde. Michelle fühlte sich an diese schrecklichen Treffen am Anfang von Pauschalreisen erinnert, bei denen sich die Mitarbeiter gekünstelt freundlich vorstellen und die Urlauber dann streng ermahnen, ja nicht mit der einheimischen Kultur in Kontakt zu treten. Sie ging fast davon aus, dass Jarrys nächster Satz lauten würde: »Und sollten Sie irgendwelche Fragen haben, worüber auch immer, kommen Sie einfach auf uns zu.« Das blieb zwar aus, aber die entsprechende Atmosphäre blieb bestehen.

»Leider gibt es nur eine begrenzte Anzahl an Plätzen für unsere Vorstellung heute, und weiterhin gelten einige Einlassbeschränkungen«, erklärte er und ging auf eine Frau mit feuchten Augen aber entschlossenem Gesichtsausdruck zu, die schützend ein Baby hielt, das glücklicherweise schlief. »Leider ist unser Programm für Kinder nicht geeignet, meine Dame, wenn Sie also hier herüberkommen würden, dann lässt Mr Athena Sie in ein paar Minuten nach draußen. Tut mir leid«, sagte er leise und half ihr auf. Die Frau sah sich ungläubig um und warf den anderen Geiseln verlegene Blicke zu.

Dann streckte »Jarry« auch zwei älteren Damen nacheinander den Unterarm entgegen. »Bei allem Respekt für das Alter vermute ich doch, dass unsere Vorstellung nicht unbedingt nach Ihrem Geschmack sein wird. Sie dürfen natürlich auch bleiben, wenn Sie anderer Meinung sind.«

»Nee, Junge, wir wollen lieber mal los, bevor die Bank auf der Gordon Street zumacht«, erwiderte die eine nüchtern.

»So ein höflicher junger Mann«, hörte Michelle die andere noch sagen, als die beiden Richtung Tür gingen.

»So, hat jemand von Ihnen Asthma oder ein Herzleiden?«,

fragte Jarry den Rest der Versammelten. Fast jeder im Raum hob die Hand, was ihn laut auflachen ließ. »Ich bin Brian und meine Frau auch. Okay, versuchen wir es noch mal: Hat jemand von Ihnen Asthma oder ein Herzleiden und kann es beweisen?«

Diesmal hoben sich nur vier Hände, eine davon gehörte der notorisch leichtsinnigen Arlene Fleck, die ihren Inhalator eigentlich nur brauchte, wenn sie ihre letzte Fahrlässigkeit erklären sollte. Zwei weitere Asthma-Sprays und ein Pillenfläschchen wurden hochgehalten, Letzteres von einem der zwangsrekrutierten Ehemänner. Seine freudige Erleichterung wurde aber ein wenig gedämpft, als sich herausstellte, dass seine Frau mit ihm gehen durfte.

»Sind das alle?«, fragte Jarry.

Michelle schaute die ewig schüchterne Caroline Reilly an. Ihre Mutterinstinkte gegenüber ihrem ungeborenen Kind waren wohl noch nicht ausgeprägt genug, um ihre stete Sorge zu überwinden, sie könnte irgendwem Umstände machen. Michelle nickte ihr still zu, damit sie sich meldete, aber die arme Frau wirkte wie gelähmt. Caroline würde sicher auch alle Schmerzen der Geburt im Stillen durchleiden, weil der Anästhesist sicher auch Wichtigeres vorhatte. Michelle hob die Hand. »Diese Frau ist im fünften Monat schwanger«, sagte sie mit einer schrecklich krächzenden Stimme, die bezeugte, dass sie bisher den ganzen Morgen jedes Gespräch vermieden hatte.

»Und leider haben wir eine Regel, dass Schwangere bei unserer Achterbahn nicht mitfahren dürfen«, erklärte Jarry.

Michelle half Caroline auf, die die Aufforderung anscheinend genauso nötig hatte wie die körperliche Unterstützung. Als Jarry Caroline an den anderen knienden Kollegen vorbeiführte, drehte er sich kurz zu Michelle um. »Für die Verkaterten gilt diese Ausnahme allerdings nicht.«

»Bloß keine Vorzugsbehandlung«, murmelte sie und kniete sich wieder hin.

Jarry nickte »Athena« zu, dem Clown an der Eingangstür, der die Glücklichen darauf nach draußen ließ und hinter ihnen die Tür abschloss. Auf dasselbe stumme Kommando hängten sich

»Dalí« und »Chagall« die Waffen über die Schulter und fesselten die zitternden Hände der restlichen Geiseln. Jarry ging auf und ab und beaufsichtigte seine Kumpanen. Sein Lächeln war natürlich nur aufs Latex gemalt, doch seiner Stimme nach zu urteilen grinste er auch unter der Maske. Von seinem Gesicht sah Michelle nur die Augen, aber die funkelten vor Spaß über seinen Streich oder vielleicht vor fröhlichem, blankem Wahnsinn.

»Vielen Dank, meine Damen und Herren, Sie sind wirklich hinreißend. Wir möchten Sie an dieser Stelle noch einmal darauf hinweisen, dass wir nicht vorhaben, einem von Ihnen etwas anzutun, und dass Sie persönlich keinen finanziellen Schaden wegen der heutigen Geschehnisse zu befürchten haben. Es gibt also keinen Grund, spontan den Helden zu spielen. Selbst wenn Sie es schaffen sollten, uns fünf zu überwältigen, was natürlich höchst unwahrscheinlich ist, würde die Bank Ihnen nur widerwillig einen symbolischen, unangemessenen Betrag zugestehen, den Sie teuer bezahlen würden, weil Sie in den folgenden Wochen immer und immer wieder von der rechten Presse heimgesucht würden, die aus Ihnen ihren neuen Helden machen will. Oder ihre neue Heldin«, fügte er hinzu, um der überproportional weiblichen Angestelltenschaft Rechnung zu tragen. »Was ist schlimmer: Eine kurze Geiselnahme durch uns freundliche Bankräuber oder eine endlose Belagerung durch schmierige Journalisten der Regenbogenpresse? Stellen Sie sich das mal vor.«

Entweder verflog bei Michelle gerade der erste Schrecken, oder sie hatte sich im Laufe des Morgens einfach daran gewöhnt, dass sich ihr alle paar Minuten der Magen umdrehte. Das anfängliche schwindelerregende Gefühl, von so einem unerwartet dramatischen Ereignis überrollt zu werden, wich einer pragmatischeren Einschätzung dieser zwar überaus seltsamen, aber doch andauernden und realen Situation. Eine Stimme in ihrem Kopf beschwichtigte sie, dass das Ganze immerhin die Fehlritte des letzten Abends in die richtige Perspektive setzte, aber als das Wort Regenbogenpresse fiel, erinnerte sie sich wieder daran, dass es bei so etwas nun mal keine Perspektive gab. Jetzt würde es am

Montagsmorgen eben *zwei* große Geschichten geben, von denen alle redeten.

Vielleicht hatte sie ja auch Glück, und sie brachten sie um; oder noch besser: sie brachten Grant um, bevor er es weitererzählen konnte. Bei dem Gedanken fiel Michelle plötzlich auf, dass Grant nicht da war. Unwillkürlich drehte sie sich nach seinem Büro um, was Jarry sofort merkte. Der Clownanführer folgte ihrem Blick zu der Tür, die jetzt natürlich umso auffälliger wirkte, da sie geschlossen war. Michelle schaute schnell zu Boden und war zu gleichen Teilen böse auf sich, weil sie Grant verraten hatte und weil sie den leichtfertigen Wunsch davor zugelassen hatte. Sie hatte zwar nichts davon groß auf ein Flipchart geschrieben, der Effekt war aber derselbe.

»Machen Sie sich keine Vorwürfe«, sagte Jarry. »Es ist wirklich besser, wenn wir alle hier vorne unter Kontrolle haben, als wenn es später eine böse Überraschung gibt, die womöglich zu einem Unfall führt. Mr Chagall?«

Chagall fesselte noch eine Geisel zu Ende und ging dann zielstrebig, aber ohne Hast auf Grants Büro zu. Michelle wollte ihre Schuldgefühle über den versehentlichen Verrat mit der Hoffnung besänftigen, dass Grant so sicher noch Zeit gehabt habe, den Alarm auszulösen, was aber irrelevant wurde, als sie verstand, dass die Räuber nicht nur schnell die Kassen plündern und wieder abhauen wollten. Sie hatten gerade mehrere Geiseln einfach zur Vordertür hinausspazieren lassen, also war ihnen an der Geheimhaltung der Sache sichtlich wenig gelegen. Was auch immer sie vorhatten, sie stellten sich auf einen längeren Aufenthalt ein.

Es überraschte sie ein wenig, als Chagall die Klinke drückte und die Tür behutsam aufstieß, anstatt sie aufzutreten. Zu viele Actionfilme. Niemand musste einen auf aggressiv machen, wenn er vier Kollegen mit Maschinenpistolen dabei hatte. Er verschwand kurz aus ihrem Blickfeld, kehrte aber bald allein zurück.

»Gähnende Leere«, meldete Chagall. Diesmal hörte sich der Akzent nach einem Amerikaner an, der als englischer Schnösel durchgehen wollte oder andersherum. »Aber unser Nachzügler hat

bestimmt nicht vor, einen auf Bruce Willis zu machen. Im Mülleimer liegt eine *FHM*-Verpackung, aber die dazugehörige *FHM* ist nirgends zu finden.«

Jarry wandte sich wieder Michelle zu. »Wie viele fehlen noch?«, fragte er. Erst in dem Moment fiel ihr ein, dass sie sich nicht erinnern konnte, ob Grants letzter Kunde schon gegangen war.

»Einer«, erwiderte sie.

»Mr Ionesco«, rief Jarry. »Wie weit sind Sie mit dem Mitarbeiterbereich?«

»Gleich fertig.«

»Könnten Sie bitte die Herrentoiletten priorisieren?«

»Alles klar.«

Nach ein paar Minuten trat eine leichenblasse Gestalt, gefolgt von dem bewaffneten Kleinen, durch den Sicherheitsdurchgang, aber es war nicht Grant. Glücklicherweise trug der erschrockene Kunde Anzug und Krawatte, also wussten die Räuber nicht, dass ihnen noch ein Mitarbeiter fehlte. Michelle glaubte nicht, dass Grant die Gelegenheit nutzen würde, um »Bruce Willis zu spielen«, wie Chagall es ausgedrückt hatte, aber immerhin würde ihr so der Blickkontakt mit ihm erspart bleiben.

In der Zwischenzeit hatte sich der Rest der Clown-Crew an die Arbeit gemacht. Athena hielt Wache, was eigentlich nur hieß, dass er mit dem Finger am Abzug die zusammengetriebenen Geiseln im Auge behielt, während seine Kollegen anderswo ans Werk gingen.

Chagall und Dalí hatten einen Rucksack zur Eingangstür getragen und eine Rolle Abklebeband und zwei Dosen Sprühfarbe herausgeholt. Einer von ihnen klebte hüfthoch in die Mitte jeder der beiden Glasflügeltüren einen 15-cm-Streifen und sprühte sie dann von oben bis unten weiß an. Sein Kollege verdunkelte nach demselben Prinzip die Fenster. Danach machte der größere, breitere Chagall für Dalí eine Räuberleiter, damit der jede der fünf Sicherheitskameras des Ladens einsprühen konnte. Die Räuber wussten wohl, dass die Geräte nicht nur auf Band aufzeichneten, sondern ihr Signal auch direkt nach außen weitergeben konnten.

Jarry ging hinter die Schalter und räumte systematisch alles Geld aus den Kassen, ohne für Unordnung zu sorgen. Die Kunden sahen ihn nicht, aber er hielt sein Wort: Sie selbst hatten keine finanziellen Verluste zu befürchten, weil er alle Einzahlungsbelege an ihrem Platz ließ, sodass die Bank ihnen ihr Geld gutschreiben musste, auch wenn es in der Zwischenzeit gestohlen worden war.

Der Kleine, Ionesco, war nirgends zu sehen. Vielleicht durchwühlte er die Schränke im Erdgeschoss hinter den Schaltern, aber wahrscheinlich machte er sich eher unten zu schaffen und versuchte, Zugang zum Keller zu erlangen. Oben gab es noch weitere, großzügigere Büroräume mit Blick auf die Schalterhalle durch ein verglastes Zwischengeschoss, aber die waren samstags geschlossen (die lieben Vorgesetzten mussten sich natürlich nicht am Wochenende verkatert zur Arbeit schleppen), und Michelle hatte nicht gesehen, dass Athena die Schlüssel weitergegeben hätte. Da oben gab es sowieso nichts Wertvolles, außer vielleicht die schöneren Mitarbeiterklos. Im Keller dagegen befand sich der Tresorraum mit dem Hauptsafe und den zweihundert Schließfächern der Filiale. Falls jemand den Alarm ausgelöst hatte, waren die Türen dort hin bereits verriegelt.

Ein paar Minuten später kam Jarry mit nichts als seiner Waffe durch die Sicherheitstür. Seine Beute hatte er wohl hinten im Büro abgestellt, damit sie sich noch weiter vermehrte.

»Mr Dalí«, rief er, »wie ist die Aussicht?«

Dalí zog einen der Klebestreifen von der Tür ab, hockte sich hin und spähte durch den Spalt.

»Bisher nur Streifenpolizisten«, antwortete er. Noch eine Stimme mit amerikanischem Akzent. Diese ließ außerdem vermuten, dass das Gesicht unter der Maske schwarz war. »Vier ... nein, Moment, fünf Ordnungshüter bei der Beschäftigungstherapie. Sperren den Bereich ab, weil sie nicht wissen, wie sie sich sonst nützlich machen können, bevor der Chef kommt. Ein Streifenwagen, keine Armed Response Unit. Ist ja noch früh.« Dalí rollte den Klebestreifen zurück über den Spalt und stand wieder auf.

»Die kommen schon noch schnell genug«, erwiderte Jarry.
»Wenn Sie hier unten alles erledigt haben, können Sie sich jetzt fertig machen.«

»Alles klar.«

Dalí ging zügig zu den Schaltern und prüfte den Inhalt eines weiteren Rucksacks auf dem Boden, während Jarry sich an die Geiseln wandte.

»Für unseren nächsten Trick benötigen wir einige Freiwillige aus dem Publikum. Als Erstes hätten wir gerne Herrn Thomas Peat, der meinen Informationen nach heute die Funktion des Duty Managers innehat.«

Tom musste sich gar nicht erst melden, denn der sommersprossige Kopf wurde ihm sofort so rot, dass gleich klar war, wer sich genug beim Chef eingeschleimt und deshalb diesen eigentlich wenig begehrten Job aufgedrückt bekommen hatte.

»Nur nicht so schüchtern«, bat Jarry und half ihm auf. »Ich bringe Sie ja nur ungern in Verlegenheit, aber eins von diesen frechen Kindern hat Ihre automatischen Alarmsysteme ausgelöst, und Sie müssten uns eben dabei helfen, den Tresorraum zu öffnen.«

»D-das kann ich nicht«, stammelte Tom wohl zum ersten Mal diese Worte in diesem Gebäude. Er war die Verkörperung der Werbeslogan-Firmenphilosophie: *Of course we can help*. »Ich will Ihnen ja helfen, ich weigere mich nicht«, fügte er schnell hinzu, vielleicht aus Angst, vielleicht aus Gewohnheit. »Aber wenn das Sicherheitssystem aktiviert ist, kann ich es nicht vor Ort abschalten. Da kann ich mein Passwort eingeben, sooft ich will, da passiert nichts, wegen dem ...«

»Remote Authorisation Delayed Double-Key System«, unterbrach Jarry ihn, »1998 von Berkley Security Solutions für die Pacific Western Bank entwickelt. Der Safe verriegelt sich automatisch und öffnet sich erst wieder, wenn zusätzlich zum Duty Manager auch ein Mitarbeiter im Hauptsitz sein Passwort eingibt, und auch dann erst nach sechs Stunden Wartezeit.«

»Richtig«, fügte Tom kleinlaut hinzu.

Jarry fuhr fort, als würde er aus der Bedienungsanleitung vorlesen: »Den Mitarbeitern wird erklärt, das System diene ihrem Schutz im Falle einer Geiselnahme, da jegliche erzwungene Information oder Kooperation nutzlos ist.«

Die Zeile kam Michelle noch von der Präsentation bekannt vor. Wie alle anderen hatte sie damals nicht so richtig zugehört, weil ja nie einer damit rechnet, das System in Aktion zu sehen. Deshalb hatte sich auch keiner große Gedanken über etwaige Sicherheitslücken gemacht, die die Experten übersehen haben könnten. Und wie es aussah würde Jarry ihnen jeden Moment so eine Lücke erklären.

»Ich überbringe Ihnen nur sehr ungern diese schlechte Nachricht, Thomas, aber das Remote Authorisation Delayed Double Key System soll vor allem *das Geld* schützen, weshalb es auch von so vielen Banken auf der ganzen Welt eingesetzt wird. Es soll Zeit schinden, während sich draußen die Bullen aufbauen, damit die Räuber den Traum vom großen Geld aufgeben und lieber um einen Hubschrauber in ein Land ohne Auslieferungsabkommen verhandeln. Im Falle einer Geiselnahme hindert das System die Mitarbeiter daran, eigenmächtig ihre unbedeutenden, kleinen Leben mit ihren Passwörtern und PIN-Nummern freizukaufen, schützt sie aber keineswegs vor den Räufern, sollten diese die Geiseln eine nach der anderen erschießen wollen, wenn der Hauptsitz sein Passwort nicht beisteuert, um den Safe zu öffnen.«

In genau dem Moment stand Dalí auf und hielt das Furcht einflößendste, komplizierteste Gewehr in den Händen, das Michelle jemals gesehen hatte. Die identischen, kompakten Waffen der anderen Räuber wirkten dagegen poplig und unecht. Das von Dalí hatte zwei Läufe übereinander, auf dem oberen eine Zielvorrichtung und ums untere einen Pumpgun-Griff, und all das ragte aus einem eindrucksvollen Stahlgehäuse hervor. Am beunruhigendsten war aber die bewegliche Schulterstütze, die im Moment noch nach vorne eingeklappt war, und in deren vier runden Aussparungen graue Zylinder steckten. Michelle wusste über Gewehre eigentlich nur, dass sie peng machten, aber aus all den Macho-Fil-

men, in die sie mitgeschleift worden war, hatte sie gelernt, dass aus diesem etwas Größeres herauskommen würde als nur eine Kugel.

»Aber keine Angst«, beschwichtigte Jarry im gleichen verrückt-freundlichen Ton wie vorher, »wir wollen hier wirklich niemanden bedrohen. Thomas müsste uns nur eben ins Netzwerk lassen.«

Belagerungszustand

Andy schaute sich belustigt die Polizeipanik an. Dick und Doof, die beiden großkotzigen Straßenbullen, die sonst immer alle so von oben herab behandelten, stolperten hilflos umher, als es endlich mal etwas Anspruchsvolleres zu tun gab als die alltägliche Schikamierung unschuldiger Straßenmusiker. Der Anblick tat unheimlich gut.

Als einige Leute, die auf die Bank zugesteuert waren, zurück die Buchanan Street hinunterliefen, wurde Andy klar, dass hier etwas nicht in Ordnung war. Er verstand nicht, was sie riefen, weil er gerade seinen spontanen Vambo-Tribut mit seiner wie erwartet aufsehenerregenden Interpretation von *Ain't Nothing Like a Gang Bang* fortsetzte, aber alle, an denen sie vorbeiliefen, blieben sofort stehen; bis auf die natürlich, die in die entgegengesetzte Richtung rannten, um sich gute Gafferplätze zu sichern. Geschickt schloss er seinen Gitarrenkoffer mit dem Fuß und stieg drauf, ohne einen Akkord auszulassen, aber als er in die Bank schaute, machte seine Stimme nicht mehr mit. Entweder hatten die falschen Zal Cleminsons die Kunden zu einer Tanzchoreografie animieren können, oder sie raubten den Laden gerade aus. Ein metallisches Aufblitzen auf Hüfthöhe ließ Letzteres vermuten.

Nach zwei Minuten kam der wohlbekannte zweiköpfige Straßenmusikerschreck in Blau von der Argyle Street herangestapft. Überraschenderweise hatten in der Zwischenzeit ein paar Leute die Bank verlassen dürfen. Dick und Doof redeten beim Laufen gehetzt auf ihre Funkgeräte ein. Es sah aus, als wollten sie große Eile

ausstrahlen, ohne aber wirklich allzu schnell zu laufen, damit sie bloß nicht die Ersten am Tatort waren.

Sie hatten Pech. Nachdem die beiden sich die Lage von den Personen hatten beschreiben lassen, die das Gebäude verlassen hatten, mussten sie (Andy hoffte, nur zeitweilig) eine Situation unter Kontrolle halten, auf die sie sichtlich schlecht vorbereitet waren. Heillos überfordert wandten sie das Allheilmittel jedes Straßenpolizisten an: Passanten anbrüllen. Das war nicht unbedingt konstruktiv, sollte aber vor allem den Eindruck vermitteln, sie wüssten, was sie taten. Sie wedelten auch kräftig mit den Armen, was wohl die Leute von der Bank wegscheuchen sollte, aber ebenso gut ein Flugversuch hätte sein können, denn aus beidem wurde nichts. Zwei Bullen, eine Straßeneinmündung in einer breiten Fußgängerzone und ein paar Hundert hoch motivierte Weihnachtseinkäufer, hauptsächlich aus Glasgow: Es war genau so, wie es sich anhört.

Andy witterte seine Chance, spielte weiter und sang *Police and Thieves*, ging über in *My Daddy Was A Bank Robber* und beschloss sein Clash-Räubermedley mit *I Fought The Law*. Er nahm gut zehn Pfund ein, bevor Dick und Doof sich auf ihre wahren Talente besannen und ihn schnaufend anherrschten, gefälligst die Schnauze zu halten. Bevor sie ihn allerdings – ob per Anordnung oder Gewalt – des Platzes verweisen konnten, traf lautstark Verstärkung ein, und die beiden mussten den Fortschritt ihrer Armwedelei einem Vorgesetzten melden.

Zwei Mannschafts- und vier Streifenwagen fuhren auf, jeweils einer von beiden Enden der Gordon Street, und der Rest drängte sich von der West Regent Street aus durch die Menschenmengen der Fußgängerzone. Außerdem strömten aus allen Ecken Polizisten zu Fuß herbei.

Aus einem der Streifenwagen stieg ein kleiner Kerl mittleren Alters mit schlecht überkämmter Glatze und einem anthrazitfarbenen Mantel, der größer war als er selbst. Der Stoff war steif wie ein Schildkrötenpanzer und würde sicher auch aus eigener Kraft stehen bleiben, wenn der Mann sich herauspellen und weggehen

würde. Da keiner der anderen Polizisten ihn auslachte, handelte es sich wohl um den Chef. Er berief eine kurze Besprechung ein, bei der er steif hierhin und dorthin zeigte, aber Andy konnte nicht sehen, ob aus den langen Ärmeln tatsächlich Fingerspitzen herauschauten. Die anderen Polizisten nickten, kehrten zu ihren Wagen zurück und machten sich an eine effektivere Abriegelung der Umgebung. Die Wagen wurden quer auf die drei Straßen gestellt und die Lücken zu beiden Seiten mit rot-weißen Plastikabsperungen aus einem der Mannschaftswagen geschlossen. Dick, Doof und ihre erweiterte Verwandtschaft bezogen um diese Barrikaden ihre Posten und konnten dort ihre Stärken voll ausspielen: streng gucken und Leute verjagen. Die Absperungen hatten allerdings den gewohnt paradoxen Effekt, dass die Leute sich angezogen fühlten, weil sie unbedingt wissen wollten, wovon sie ausgeschlossen wurden. Zu allen drei Seiten des mittlerweile geräumten Straßenabschnitts vor der Bank bildeten sich Mengen von Schaulustigen wie kurz vor dem finalen Putt zum Sieg beim örtlichen Golfturnier.

Andy wurde auf die Gordon Street zurückgedrängt und stellte sich in eine alte Eingangsnische, wo er aus einem leicht erhöhten Blickwinkel das Geschehen im Auge behalten konnte und auch den nötigen Platz hatte, um seinen musikalischen Kommentar fortzusetzen. Die Polizei hatte ja jetzt Besseres zu tun und würde ihn sicher nicht mehr zensieren.

Der Mantel stand nicht weit von Andy neben einem Streifenwagen, der ihn von der Menschenmenge trennte. Er sprach mit ein paar Kollegen in Zivil, aber man konnte sehen, dass sie eigentlich nur auf etwas warteten.

Dieses Etwas kam nach zehn Minuten in Form zweier weiterer Einsatzwagen an, die sich mit Sirenen ihren Weg durch die Schaulustigen die Gordon Street entlang bahnten. Aus jedem Wagen stiegen vier Männer mit schusssicheren Westen und Maschinepistolen. Ihnen wurde der Weg ganz von allein freigemacht, als sie auf den Mantel zuzogen.

Mehr Worte und ausgestreckte Finger und ein paar gerunzelte Stirnen, als die bewaffneten Kollegen merkten, dass sie nicht in die

Bank sehen konnten, weil die Fenster verdunkelt waren. Trotzdem postierten sich bald jeweils zwei von ihnen an den beiden Sperren auf der Buchanan Street. Sie hockten sich ab und zielten auf den Bankeingang, was die Schaulustigen weit stärker beeindruckte als jede Aufforderung durch Dick und Doof. Als die Menge sah, was da auf die Bank gerichtet wurde, fragte sie sich wohl auch, was zurück nach draußen zeigen könnte, und ging geschlossen ein paar Schritte zurück.

Die Männer der zweiten Gruppe blieben in der Nähe des Mantels und warteten anscheinend auf detaillierte taktische Anweisungen oder hatten vielleicht genauso wenig zu tun wie alle anderen, bevor sie nicht wussten, was eigentlich genau los war. Einer von ihnen schaute an den Häusern in der Umgebung hinauf, aber Andy glaubte nicht, dass die schweren Mantelärmel ihres Chefs ihn so hoch zeigen lassen würden, selbst wenn er seine Untergebenen dort oben postieren wollte. Dann stieg aus einem der Einsatzwagen ein Zivilpolizist und hielt sein Handy in die Höhe – ein wichtiger Anruf für den Mantel. Die bewaffneten Polizisten drehten sich gespannt um, und plötzlich verschlang eine weiße Wolke die ganze Gruppe.

Andy hörte es ein paarmal dumpf knallen, und kurz nacheinander tauchten noch mehrere dieser Wolken auf. Die ersten beiden waren Volltreffer auf zwei der abgehockten Bewaffneten, die anderen vier landeten um die übrigen beiden herum, sodass jeder Ausweichversuch zwecklos war. Sie konnten gerade noch ihre Waffen in Richtung Bankdach heben, als auch sie von waberndem Staub umhüllt wurden, aus dem sie kurz darauf mit den Händen vor den Augen hervorzappelten. Andys Reflexe waren langsamer, und er sah nur noch eine Gestalt auf dem Dach verschwinden, bevor der Wind ihm einen leichten Hauch der Wolke entgegenblies. Er schloss die Augen und drückte sich in seine Nische, weshalb er kaum etwas abbekam.

Auf der anderen Seite der Absperrung hatte man nicht so großes Glück. Der Mantel hatte sich wohl rechtzeitig abgewandt oder wie eine Schildkröte in den Panzer zurückgezogen, denn er war

weit weniger bestäubt als seine Untergebenen. Die Bewaffneten waren allerdings von oben bis unten weiß und hatten das Pulver dick in den Haaren und im Gesicht. Das Zeug zeigte seine Wirkung schnell und deutlich. Die armen Schweine waren komplett außer Gefecht, sie hätten ebenso gut gefangengenommen worden sein können. Sie husteten, rieben sich die triefenden Augen, rubbelten und schlugen sich überall, aber vor allem kratzten sie sich. Es sah aus, als wären Millionen von Flöhen über sie hergefallen: Jeder der Gepanzerten kratzte sich wie wahnsinnig an jeder freiliegenden Hautstelle und verrenkte sich, um die Hände unter die Klamotten zu bekommen, wohin sich das Zeug ausgebreitet hatte. Einer von ihnen hatte sein Gewehr auf den Boden geworfen und riss sich an Ort und Stelle die Schutzkleidung vom Leib, wobei ihm seine verschonten Kollegen nur halbherzig (und sichtlich widerwillig) halfen.

Bald kratzten sich auch einige der Schaulustigen, aber weit weniger heftig und so vereinzelt, dass es sich wohl nur um eine psychosomatische Reaktion handelte. Dafür rückten alle noch ein Stück weiter von den Sperrn ab. Dick und Doof stand diese Rückzugsmöglichkeit allerdings nicht offen, sodass auch sie zu Andys Freude noch eine leichte Dosis Pulver abbekamen.

Zwei Stämme

Michelles Folgerung, dass die Räuber sich auf einen langen Tag einrichteten, stellte sich als arseinschläfernd richtig heraus. Nach all der anfänglichen Spannung, Verwirrung, Angst und Aufregung passierte jetzt erst einmal lange Zeit gar nichts. Gelegentlich war nur von draußen der Polizeilautsprecher zu hören, der aber hartnäckig ignoriert wurde. Hier drinnen wurde aus Angst Langeweile, aus Verwirrung Frustration; die Aufregung war schon lange verflogen, aber die Anspannung geblieben.

Das letzte große Ereignis war Dalís Abstecher »nach oben« gewesen. Michelle hatte an die Büros im zweiten Stock gedacht, aber wie sich herausstellte, hatte der Räuber das Dach gemeint. Chagall hielt durch seine Gucklöcher hindurch Ausschau und hatte die Ankunft der Armed Response Unit gemeldet. Diese hatten sich wie ihre Kollegen zuvor lautstark mit Sirenen angekündigt. Nach einigen Rufen, Schreien und einem allgemeinen Anschwellen des Geräuschpegels draußen verkündete der Späher-Clown fröhlich, dass die bewaffneten Polizisten alle »außer Gefecht« seien, was Michelle als einen der zahllosen amerikanischen Euphemismen fürs Töten deutete. Ihre Mitgeiseln teilten ihre Sorge und wurden merklich unruhig, als sie ihre eigene Lage neu einschätzten, aber Chagall versicherte ihnen, dass es »nicht so ist, wie Sie glauben«, führte das aber ärgerlicherweise nicht weiter aus.

Seitdem waren die Geiseln mit ihren Sorgen, oder im Fall von Michelle, mit ihrer Qual, allein gelassen worden. Ihr Kater hatte in den anfänglichen Wirren des Überfalls zunächst nachgelassen,

aber jetzt konnte sich ihr Kopf wieder darauf konzentrieren, wie dreckig es ihr ging und wie lange die letzte Schmerztablette schon her war. Ihre Sorgen wegen Grant Kelly hatten sich aber ein bisschen gewandelt. Jetzt machte sie sich keine Gedanken mehr darüber, dass er weitererzählen würde, was am letzten Abend passiert war, sondern darüber, dass er sich oder sie alle in tödliche Gefahr bringen würde, wenn er eine »böse Überraschung« herbeiführte, wie Jarry es ausgedrückt hatte.

Von solchen Ängsten verschont, tauten manche der Geiseln langsam auf und besannen sich darauf, was ihnen eigentlich am Wichtigsten war.

»Ey Alter, was wird 'n das hier eigentlich?«, fragte einer der Rangers-Fans Athena, der es ignorierte und weiterging. »Ihr nehmt euch hier schon 'n bißchen was raus. Wie lange wollt ihr uns denn hierbehalten?«

»So lange wie nötig«, erwiderte Athena trocken. Der kurze Satz reichte Michelle nicht, um seinen Akzent genau einzuordnen, hörte sich aber auch wieder amerikanisch an.

»Wir müssten nämlich eigentlich gerade im Stadion sein, okay?«, beharrte der Sprecher des Grüppchens. »Ich frag ja nur, Alter: Meinste, wir schaffen's zur zweiten Halbzeit?«

»Da müssten Sie Mr Ionesco fragen«, antwortete Athena gereizt. »Aber ich hoff, ihr habt schon mal *Sportscene* im Videorekorder einprogrammiert, okay?« Diesmal war der Akzent genau zu erkennen: schlecht imitiertes Amerikanisch mit starkem Glasgower Einschlag.

Außerdem war deutlich zu merken, dass Athenas Meinung nach nicht alles ganz nach Plan lief, was Michelle ohnehin schon befürchtet hatte. Tom Peat war nach wenigen Minuten von seinem erschütternden Verrat zurückgekehrt, und seitdem war von Jarry und Ionesco nichts mehr zu sehen, was vermuten ließ, dass der Safe sich nicht von ihrer charmanten Selbstsicherheit allein öffnen ließ. Vielleicht zeigte sie erste Symptome vom Stockholm Syndrom, aber sie hoffte unwillkürlich auf einen baldigen Erfolg der Räuber, der ja auch eine baldige Freilassung der Geiseln bedeu-

ten müsste. Der Umkehrschluss ließ es ihr kalt den Rücken hinterlaufen. Wenn man schon ausgeraubt wurde, dann lieber von selbstsicheren, kompetenten, gelassenen Kriminellen als von nervösen, unruhigen Verzweifelten, aber Erstere konnten schnell zu Letzteren werden, wenn ihr Plan nicht klappte.

Doch nicht alle ertrugen die steigende Spannung im Stillen.

»Könnt ihr nicht mal 'n gutes Wort einlegen, damit die uns rauslassen?«, wandte sich der Sprecher der Rangers-Fans an die Antarktisexpedition in den Farben des Erzrivalen.

»Was?« Der Mann im Celtic-Trikot war sichtlich fassungslos, dass der andere es wagte, ihn anzusprechen.

»Naja, die Typen hier sind doch wohl welche von euch, oder? Sind nun mal die meisten Verbrecher in Schottland Katholen. Hab mir gedacht, ihr habt bestimmt 'nen besseren Draht zu denen.«

»Klar. Und protestantische Kriminelle gibt's nicht, was?«

»Nee, das sag ich doch gar nicht, ich mein doch nur so von der Statistik her. Der Anteil der Papstfans unter den Knastis ist bei uns nun mal extrem hoch.«

»Und das hat nicht eventuell was damit zu tun, dass die engstirnigen Protestantenschweine nie 'nen Katholiken einstellen würden, wenn er 'nen Job sucht?«

»Ha, was 'n Scherzkeks«, wandte sich der Rangers-Sprecher an seine Kumpel. »Der meint es gibt Katholen, die 'nen Job suchen. Warum soll so einer denn arbeiten, wenn er sich von dem Land durchfüttern lassen kann, das er hasst? Weißte, was wirklich ironisch ist? Dass wir britischen Steuerzahler im Endeffekt die Dauerkarten für 'nen Fußballverein subventionieren, der den Terrorismus gegen unser Land unterstützt.«

»Wir sind ein irischer Fußballverein, der nur zufällig in einer schottischen Liga spielt. Und was für den einen 'n Terrorist ist, ist für den anderen 'n Freiheitskämpfer. Und überhaupt: Wir ham uns nicht hundert Jahre geweigert, 'nen Katholiken einzukaufen. Und fang jetzt bloß nicht mit Don Kitchenbrand an – den habt ihr bloß genommen, weil ihr keine Ahnung hattet, dass er 'n Katholik war.«

»Ich hör mir hier doch keine Moralpredigt von 'nem Fan von 'nem Verein an, der dreißig Jahre lang systematischen Kindesmissbrauch vertuscht hat ...«

Und so weiter.

Bei einer gewissen Sorte von Old-Firm-Fans saß der Hass auf »die anderen« so tief, dass er jedes Interesse am Fußball in den Hintergrund drängte und auch die Wahrnehmung der eigenen Umgebung stark einschränkte. Manche von denen würden sicher auch noch einen Streit anzetteln, wenn hinter ihnen eine Atombombe hochging. Bewaffnete Räuber waren da wirklich nur eine Kleinigkeit.

»Wenigstens mussten wir nicht den Europapokal im Besenschrank annehmen, weil unsere Fans draußen alles kurz und klein geschlagen haben. Ihr seid die Einzigen in ganz Europa, die für die eigene Titelverteidigung gesperrt wurden.«

»Das sagt gerade einer von den Münzwerfern, den ›besten Fans der Welt«, die dem Schiri nach 'ner Niederlage die Fenster einschmeißen und ihn vermöbeln, wenn er gegen sie entscheidet.«

Athena ging während des Streits weiter auf und ab, ignorierte die Rivalen aber weit weniger überzeugend als sie ihn.

»... und ihr habt über hundert Jahre keinen Protestanten im Vorstand haben wollen. Nicht mal Jock Stein durfte rein – der beste Trainer, den ihr je hattet. Naja, sauer war er deswegen aber wohl nicht, sonst hätte er ausgespuckt, was er über Jim Torbett und den Celtic-Boys-Club-Skandal wusste.«

Michelle hatte keine Ahnung, wovon die beiden redeten, aber der letzte Satz hatte wohl das Fass zum Überlaufen gebracht. Der Celtic-Fan stand auf und trat nach dem Rangers-Sprecher, der aber selbst flinker hochfuhr, als man es ihm bei seiner Masse zugetraut hätte, und dessen Vergeltungstiefel nur knapp den Kopf der noch knienden Kathy Claremont verfehlte. Bevor aber die Kameraden zu beiden Seiten mitmischen konnten, ging Athena dazwischen und rampte dem Rangers-Sprecher den Kolben seines Gewehrs ins Gesicht. Er brach zusammen und Blut strömte ihm aus der Nase. Sein dünn bekleideter Gegner witterte seine Chance und sprang

auf ihn zu, blieb aber vor Schreck zitternd stehen, als er plötzlich das andere Ende von Athenas Waffe vor sich hatte. Er wollte noch zurückweichen, aber Athena griff schnell um und stieß ihm den Kolben in die Magengrube.

»Mister Athena!«, rief eine laute Stimme. Als Michelle den Kopf drehte, stand Jarry mit der eigenen Waffe auf dem Rücken vor der Sicherheitstür. Athena trat einen Schritt zur Seite, und Jarry ging zwischen den Geiseln hindurch auf ihn zu. »Können Sie mir sagen, wo unsere Ersatzgeiseln sind?«, fragte Jarry so laut, dass es alle hören konnten.

»Was für Ersatzgeiseln?«

»Genau. Also machen Sie die, die wir haben, bitte nicht kaputt.«

»Die haben ...«

»Ich weiß. Aber bitte die Ruhe bewahren. Machen Sie mal eben fünf Minuten Pause.«

»Jawohl«, erwiderte Athena bissig.

Jarry beugte sich zur Old-Firm-Abordnung hinab, die ihre Verwundeten versorgte. »Tut mir leid. Was soll man da sagen? Diese verdammten Partick-Thistle-Fans!«

Der Rangers-Sprecher sah mit Taschentuch unter der Nase auf. »Umso besser, dass der sich eingemischt hat. Sonst hätte ich's dem Celtic-Schwein aber gezeigt!«

»Aber bitte versuchen Sie nicht noch mal, uns das zu beweisen, ja? Sonst müssen wir Ihnen auch noch die Füße fesseln.«

Jarry richtete sich wieder auf. »Auch bei allen anderen möchte ich mich ganz herzlich entschuldigen. Wir müssen Sie leider noch eine Weile hier festhalten, während Mr Ionesco der Sicherheitsanlage zärtlich zuflüstert, damit sie den Safe freigibt. Sie hat ihm erst schöne Augen gemacht, gibt jetzt aber doch wieder die Unnahbare.«

»Wie lange?«, fragte Athena mürrisch.

»Frei nach Oscar Wilde, Mr Athena: Großes Verbrechen und große Liebe brauchen Zeit. Aber, Mr Chagall, vielleicht könnten Sie unseren Gästen die Wartezeit etwas verkürzen?«

»Ach, ich glaube wirklich nicht, dass die Herrschaften das wün-

schen, Mr Jarry«, erwiderte Chagall betont verlegen. »Ich möchte mich meinem Publikum wirklich nicht aufzwingen.«

»Sie sind zu bescheiden, Mr C. Bezaubern Sie uns, ich bitte Sie.«

»Ach, na gut. Aber wenn ich Sie langweile, meine Damen und Herren, heben Sie einfach kurz die Hand.«

Zeugenaussage: Angelique de Xavia (denk gar nicht erst dran)

Wie versprochen wartete außerhalb der Haupttribüne ein blauer Rover auf sie. Der Wagen war auch nicht schwer zu erkennen, weil er als einziger nicht sofort von den Verkehrspolizisten verjagt worden war. Bei dem Anblick verwelkte und starb ein weiterer winziger Teil von ihr, zum einen, weil sie wusste, wo die Fahrt hingehen würde, aber hauptsächlich, weil jetzt feststand, dass doch alle wussten, wo sie ihre freien Samstage verbrachte. Der Wagen war schon zum Ibrox Stadion geschickt worden, bevor sie sie überhaupt angerufen hatten; wahrscheinlich hatten sie bis Punkt drei gewartet, damit sie sich nicht durch die Menschenmengen draußen kämpfen musste.

Drinnen war es schon schlimm genug gewesen.

»Ach komm, du musst ihnen schon 'ne Chance geben. So schlimm kann's doch noch gar nicht sein«, hatte ihr ein Fan nachgerufen, als sie sich keine zwei Minuten nach Anstoß den Weg Richtung Ausgang bahnte.

»Schnell los, sonst ist die U-Bahn so voll«, scherzte ein anderer.

»Kommst du zurück, wenn Big Eck verspricht, dass er Konterman nicht mehr aufstellt?«

Sie wollte etwas zurückrufen, zwinkern und grinsen oder antworten, dass sie sich nicht noch mal so eine beschissene 3-4-3-Aufstellung antun würde, aber sie brachte es einfach nicht übers Herz. Stattdessen hielt sie still den Kopf gesenkt, ging schnell die Treppe

hinab, vorbei an den keuchenden Nachzüglern und einem Fast-Food-Fan, der sich noch eben mit Bluenose Burgern eindeckte, falls in den nächsten fünfundvierzig Minuten eine Hungersnot ausbrechen sollte.

Sie ging auf den Rover zu und winkte kurz dem Fahrer, der sich herüberlehnte und ihr die Beifahrertür öffnete. Sie erkannte ihn: Bailey, ein Neuer beim CID, jung, fleißig, respektvoll, einer, der es einem immer recht machen wollte. Vor ein paar Jahren und vor allem vor Dubh Ardrain hätte sie das erfrischend, ja, süß gefunden. Heutzutage sah sie nur einen weiteren karrieregeilen Arschkriecher, der über kurz oder lang ins Old-Boys-Network aufgenommen werden würde.

»Hi«, sagte sie nur und stieg ein.

»Guten Tag, Inspector.« Er lächelte. »Tut mir leid, dass ich Sie hier fortreißen muss. Ich wusste gar nicht, dass Sie ...«

»Falsches Thema«, unterbrach sie ihn barsch. Kollege Sonnenschein verstand aber nicht so richtig, dass er gefälligst die Klappe halten sollte.

»Nein, nein, ich will mich doch gar nicht lustig machen. Ich bin doch selber ...«

»... gerade erst der Uniform entwachsen und noch etwas unsicher in Schlips und Anzug. Also Klappe halten und fahren.«

»Ja, Ma'am«, murmelte er niedergeschlagen und schürzte die Lippen.

Mit Sirene rasten sie die Paisley Road West entlang Richtung Tradeston. Baileys verletzter Stolz und sein ungebrochener Drang, seine Vorgesetzten zu beeindrucken, befeuerten seinen fahrerischen Wagemut.

»Was ist da eigentlich los?«, fragte sie, weil das Telefongespräch kurz und wenig informativ gewesen war. »Warum wurde kein anderes Einsatzkommando angefordert? Ich bin für Bankraub nicht zuständig und hab heute frei. Wir haben in dieser Stadt doch wohl mehr als acht Leute bei der Armed Response Unit.«

»Sind auf dem Weg«, erwiderte Bailey. »Aber McMaster hat Sie persönlich angefordert.«

Angelique schnaufte und schüttelte mit einem verbitterten Grinsen den Kopf.

»Was?«, fragte Bailey.

»Nichts«, knurrte sie.

McMaster. Einer der allwissenden Wichser von ihrem Tribunal, der ihr die Hölle ganz besonders heiß gemacht hatte. Als »leicht-sinnig« hatte er sie am liebsten ermahnt und dabei gebrüllt wie ein Arschloch im Schneesturm. Und auf seinem Steckenpferd »Verantwortung« war er mehrfach um den Saal geritten und hatte dabei über »Anordnungen« schwadroniert.

Jetzt hatte sie auch für ihn ein paar schöne Bezeichnungen: »Heuchler« zum Beispiel, ein »dummdreister«, um genau zu sein. Angelique wusste nicht, ob sie sich bestätigt fühlen oder noch wütender sein sollte, aber auf jeden Fall wusste sie jetzt, was sie schon immer gehaut hatte: Die wussten, dass sie sie verarschten, was sie wert war und was sie konnte, würden es aber niemals zugeben, wenn es nicht unbedingt nötig war.

McMaster hat Sie persönlich angefordert.

Leichtsinnig. Unverantwortlich. Impulsiv und eigenmächtig. Ach ja, und wenn's hart auf hart kommt, wen rufst du dann?

Sie fuhren die Gordon Street entlang und wurden kurz vor der Kreuzung West Nile Street langsamer, wo ihnen eine Menschenmenge den Weg versperrte. Sie konnte weiter vorne die Dächer von Einsatzwagen sehen, aber im Auto würden sie nicht näher herankommen. Bailey wollte gerade wieder die Sirene einschalten, aber sie ließ ihn lieber anhalten. »Zu Fuß bin ich schneller.«

»Eins noch«, brach es aus ihm heraus, als wäre es die letzte Möglichkeit, sie auf ein Date einzuladen. »Ganz so oft haben wir ja nicht miteinander zu tun, also wollt ich nur eben sagen ... was Sie, äh, in Dubh Ardrain getan haben ... Sie sind echt ein ganzer Kerl. Ich weiß, dass es auch nichts ändert, aber ich wollt ...« Er streckte ihr die Hand entgegen, brachte aber weiter nichts heraus.

Angelique drückte sie fest. »Wenn ich einer wäre, würde es mit meiner Karriere vielleicht endlich mal vorangehen. Aber danke.«

Sie schob sich ohne Eile durch die Menge und wusste nicht, was

sie von der ganzen Sache halten sollte. Einerseits sollte sie sich freuen, dass der Idiot sich in der Not an sie hatte wenden müssen, andererseits war überhaupt nicht klar, was er mit ihr vorhatte. So, wie sie es verstand, ging es hier um eine bewaffnete Geiselnahme, und sie war bestimmt nicht wegen ihrer Fähigkeiten als Diplomatin oder Unterhändlerin »persönlich angefordert« worden.

Selbst in dem Gewusel und mit einem Megafon vor dem Gesicht war McMaster leicht an seinem albernen Riesenmantel zu erkennen. Er sah aus wie einer der Klischee-Gangster aus den *Wacky-Races*-Zeichentrickfilmen, obwohl sein Lieblingskleidungsstück heute ungewohnt scheckig aussah.

»Ich wiederhole«, schrie er durch die Flüstertüte, »wir haben das Gebäude umstellt.«

Oh Gott, hatte er das wirklich gerade gesagt?

»Sie haben keine Chance, aber wir sind bereit zu verhandeln, um die Sicherheit der Geiseln zu gewährleisten.«

Klar. Wir haben alle Karten in der Hand. Deshalb pfeifen wir auch unverantwortlich leichtsinnige Antiterror-Polizistinnen an ihrem freien Tag heran.

Angelique kam auf die Barriere zu, hinter der der innerste Zirkel versammelt war, und hielt ihren Dienstausweis hoch, weil der Kollege an der Sperre sicher wie so viele andere vor ihm finden würde, dass sie zu klein für eine Polizistin sei, und sie nicht durchlassen würde. Stattdessen drehte er sich sofort um, tippte McMaster an die Schulter und flüsterte ihm zu »DI de Xavia, Sir«, wie sie an seinen Lippen ablas. Die gesamte Gruppe wandte sich ihr zu, und jeder war schneller als der mantelvermummte Chef. Angelique erkannte die Gesichter: Dave Keogh, Graeme Hardie, Judith Newman, Bob Hogg. Die oberen Zehntausend. Geballte Erfahrung, Autorität, Intelligenz und Kompetenz umringt von einer Auswahl der härtesten Einsatzkräfte. Wofür sie also Angelique brauchten, erschloss sich ihr nicht sofort, aber sie befürchtete, dass der Jobtitel so ungefähr »Trottel« lauten könnte. Oder Sündenbock, mit dem Geschlecht nahmen die es da nicht so genau.

McMaster hatte stark gerötete, blutunterlaufene Augen. Auf den zweiten Blick sah sie auch bei einigen anderen ähnliche, wenn auch schwächere Symptome.

»Angelique«, sagte McMaster mit einem Nicken und, nee, war ihm da etwa ein Lächeln über die Lippen gehuscht? »Vielen Dank, dass Sie gekommen sind. Tut mir leid, dass ich Sie an Ihrem freien Tag anfordern musste.« Höflich war er auch noch! Und wie der einen Dummen brauchte! »Hoffentlich habe ich Sie nicht bei etwas Wichtigem gestört.«

»Nein, Sir«, versicherte sie pflichtbewusst, aber Bob Hogg pfiff schon die Melodie von *Follow, follow, we will follow Rangers*, womit er sich einen strengen Blick einhandelte, über den er nur lachte. »Also, wie ist die Lage?«

»In aller Kürze: Fünf mit Automatikwaffen ausgestattete Maskierte halten in der Bank eine ungesicherte Zahl von Geiseln fest, möglicherweise zwölf, vielleicht bis zu fünfzehn.«

»Ungesichert?«

»Wir stützen uns auf die Schätzungen von denen, die sie haben laufen lassen.«

»Sie haben Geiseln laufen lassen? Warum?«

»Die haben aussortiert«, meldete Hogg sich zu Wort. »Haben alte Damen, eine Mutter mit Kind, eine Schwangere, einen Kerl mit Herzproblemen und sogar ein paar Asthmatiker weggeschickt.«

»Soll das ein Überfall sein oder ein Aerobic-Kurs?«

»Das ist nicht einfach nur eine schiefgelaufene Blitzaktion«, fuhr McMaster fort. »Wir schätzen die Lage so ein, dass die Räuber sich auf längere Zeit dort einnisten und uns mit den Geiseln auf Distanz halten wollen.«

»Worauf warten sie denn? Was für Forderungen haben sie gestellt?«

Die Frage brachte McMaster sichtlich zum Kochen. Judith Newman antwortete für ihn.

»Gar keine. Sie reagieren nicht. Sind anscheinend an keinerlei Dialog interessiert.«

»Noch nicht«, fügte McMaster trotzig hinzu, als wollte er es sich selbst einreden.

»Sie haben alle Türen und Fenster und auch die Sicherheitskameras mit Farbe abgedunkelt.«

»Haben wir die Aufnahmen vom Anfang, als sie die Bank betreten haben?«

»Schon gesichtet«, erwiderte Judith. »Sie sind aber bereits maskiert angekommen.«

»Haben sich also vor dem Eingang was über den Kopf gezogen. Wie sieht's mit den Außenaufnahmen aus?«

»Draußen waren sie auch schon maskiert.«

»Sie wollen mir doch wohl nicht erzählen, dass die an 'nem Samstag mit Strumpfmasken mitten über die Haupteinkaufsstraße spaziert sind und keiner was gemerkt hat?«

Jetzt sah McMaster aus, als könnte er mehrere kleine Kaninchen erwürgen und selbst damit nicht seine Anspannung ganz abreagieren.

»Sie waren als Clowns verkleidet, DI de Xavia«, erklärte er mit wutbebender Stimme. »Haben sich als Kleinkünstler getarnt, bevor sie die Bank betraten.«

»Die haben eine Tanzchoreografie zu einer alten Madness-Nummer zum Besten gegeben. Es gab laut Zeugenaussagen einen Riesenauflauf ...«

»Ja, danke, Inspector Newman. Ich glaube, die Einzelheiten können wir uns sparen.«

»Natürlich, Sir.«

»Und was ist mit den ARU-Kräften passiert?«, fragte Angelique.

Bei der Frage rieb McMaster sich die Augen, und ein paar seiner Kollegen mussten gleich mitmachen.

»Wir wurden mit einem hautreizenden Stoff in Pulverform angegriffen. Der Schütze stand auf dem Dach«, erklärte McMaster.

»Schrotflinte mit Pulvergranaten, nehmen wir an«, fügte Hogg hinzu. »Eine SPAS oder LAW wahrscheinlich. Anständiges Gerät.«

»Unsere Leute von der Armed Response Unit wurden gezielt

beschossen und haben das meiste abbekommen«, fuhr McMaster fort.

»Ein Juckpulver also?«, hakte Angelique nach und konnte sich ein Grinsen nicht verkneifen.

»Tja, wenn man sich mit beiden Händen kratzen muss und vor Tränen nichts sieht, trifft man nicht mehr so gut, was?«

»Natürlich nicht, Sir.«

»Die armen Schweine wurden in die Royal Infirmary gebracht und liegen jetzt wohl im Salzbad. War ein fieses Zeug, das kann ich Ihnen sagen.«

»Humor haben unsere Räuber auf jeden Fall.«

»Tut mir leid, dass ich das nun wirklich nicht lustig finde, Detective Inspector.«

»Nein, ich meine, sie wollten damit etwas sagen. Sie haben die ARU-Leute mit Juckpulver beschossen. Den Kollegen von der Armed Response Unit wird doch immer vorgeworfen, es würde ihnen zu sehr im Abzugsfinger jucken. So wird das doch immer gesagt, oder? Vielleicht wollten die uns nur mitteilen, dass sie nicht auf eine Schießerei aus sind.«

»Wie schön, dass wir Sie als kompetente Semantikerin hier haben, DI de Xavia, denn viel mehr bekommen wir von denen da drinnen wohl nicht zu hören.«

»Sehr gern, Sir. Aber ich glaube nicht, dass Sie mich deshalb angefordert haben, oder?«

»Nein«, erwiderte er und drückte Hogg das Megafon in die Hand. »Kommen Sie mal mit.«

McMaster führte sie von der Sperre weg zurück zur West Nile Street.

»Sie sind hier wegen Grant Kelly«, sagte er.

»Und wer ist das?«

»Im Moment unser einziger Mann da drinnen.«

»Einer von uns?«

»Nein«, knurrte er. »Bankangestellter. Finanzberater, verdammt noch mal. Wir haben seinen Chef angerufen und den Namen überprüft.«

»Ich verstehe nicht.«

»Er war außer Sichtweite, als die Idioten die Bank überfallen haben. In den oberen Büros, wo samstags eigentlich keiner sein sollte. Auf jeden Fall hat er uns vom Handy aus angerufen und gesagt, er hat sich versteckt, und die Räuber wissen nicht, wo er ist. Deshalb musste ich seinen Namen überprüfen. Nicht, dass sich da irgendwer aus den Büros in der Umgebung 'nen Spaß macht.«

»Okay.«

»Er hat ab und zu einen Blick aufs Geschehen werfen können, weil einige der Büros Fenster auf die Schalterhalle haben. Natürlich pisst er sich vor Angst in die Hose, weshalb er seit dem ersten Anruf nur noch per SMS mit uns kommuniziert. Die Kollegin, die den Notruf angenommen hat, dachte erst, sie hat 'nen Perversen dran, der bei der Polizei anruft und schwer atmet, aber er hat natürlich geflüstert. Hat auf lautlos gestellt, damit wir ihm antworten können, ohne ihn zu verraten.«

McMaster bog in eine Gasse ein, die nördlich der Straßensperre an der West Regent Street zurück zur Buchanan Street führte. Als Angelique um die Ecke kam, sah sie einen großen schwarzen Transporter, der außer Sichtweite der Bank stand. Davor standen sechs unbestaubte ARU-Polizisten mit Kevlarwesten und diesmal auch Helmen mit Visier.

»Die SMS kommen hier an. In der letzten Zeit passiert nicht viel, aber ab und zu gibt er uns ein Zeichen, dass sie ihn noch nicht haben.«

»Und wozu brauchen Sie mich?«

McMaster öffnete die Hecktür des Wagens. Drinnen sah es aus, als kämen die Kollegen gerade von einer Razzia bei PC World, wo sie aus Verbraucherschutzgründen die gesamte Ware beschlagnahmt hatten, damit der Laden nicht mehr die Leichtgläubigen und Uninformierten ausnehmen konnte. Entlang beider Wände hingen Reihen von Monitoren, die von zwei Kolleginnen in Uniform überwacht und bedient wurden, die sicher Hunderte technikvernarnte männliche Kollegen hatten aus dem Weg räumen

müssen, um an den Job zu kommen. Auf den meisten Bildschirmen liefen Livebilder der Überwachungskameras der Gegend, die per Joystick und Tastatur gesteuert wurden. Auf einem Regal an der linken Wand lagen unheilverheißend eine weitere Kevlarweste und ein raffiniertes Headset mit Videokamera, Kopfhörer und Mikrofon. Daneben befanden sich noch zwei kompakte Videokameras und zwei kleine Richtmikrofone mit Plastikständer.

»Lassen Sie mich raten. Einer von den Fernsehern macht Zicken, und Sie haben gehört, wie gut ich mit Schraubenzieher und Lötkolben umgehen kann.«

»Auf dem Dach der Bank gibt es eine Luke zu den Büros im zweiten Stock. So war auch deren Schütze da hochgekommen. Kelly zufolge war aber seitdem keiner mehr da oben, und er hält uns in der Hinsicht auf dem Laufenden.«

»Deshalb haben Sie keine ARU-Leute mehr vor der Bank positioniert – damit die Räuber nicht noch mal aufs Dach gehen.«

»Genau. Die sollen glauben, wir warten einfach ab.«

»Tun wir doch auch.«

»Bisher ja.«

»Das gefällt mir nicht, Sir.«

»Ganz ruhig, de Xavia. Wir planen ja keinen leichtsinnigen Angriff.« Das verdammte Wort schon wieder. »Ich habe wirklich nicht vor, da reinzustürmen und ein Blutbad anzurichten. Aber im Moment sind wir absolut blind und taub, also müssen Sie unsere Augen und Ohren spielen.«

Sein Blick fiel auf das Headset und die restliche Spionageausrüstung. Angelique sah nach einer kurzen Pause wieder McMaster an.

»Warum ich?«, fragte sie in einem streitbaren Ton, dass sie ihm ebenso gut mit dem Finger auf die Brust hätte tippen können.

Er seufzte laut.

»Ist die Dachluke etwa so schmal, dass nur ich da durchpasse? Oder passt das Headset sonst keinem?«

»Was wollen Sie von mir hören, Angelique? Soll ich Sie anflehen? Soll ich Ihnen eine Weile das Ego massieren? Da drüben in

der Bank sitzen Leute, denen gerade ganz andere Sachen wichtig sind. Denen müssen wir das Beste geben, was wir haben, und in diesem Fall sind Sie das. Das wissen Sie genauso gut wie ich. So, jetzt hab ich's gesagt. Zufrieden?»

»Ein ›bitte‹ hätte mir auch gereicht.«

»Das gebe ich gerne dazu. Bitte.«

»Das Zauberwort öffnet jede Tür.«

McMaster trat kurz nach draußen, während die Kolleginnen an den Monitoren Angelique die Bedienung und die gewünschte Positionierung der Ausrüstung erklärten. Sie brauchten zwei Blickfelder, was hieß, dass die Kameras an beiden Enden der Büros mit Blick auf die Schalterhalle aufgestellt werden mussten. Die Richtmikrofone waren fernsteuerbar und ließen sich auf ihren Ständern drehen, um sie auf eine bestimmte Person auszurichten. Deshalb mussten sie auf einer erhöhten Fläche vor einem der mittleren Bürofenster aufgebaut werden.

Angelique zog die Schutzweste an, warf sich die gepolsterte Nylontasche mit dem Technikspielzeug über die linke Schulter und ging mit dem Headset in der Rechten nach draußen.

»Gerade kam wieder eine Nachricht von unserem Mann«, sagte McMaster. »Die Luft ist rein.«

»Ich brauche eine Waffe.«

»Wilson«, rief McMaster. Der Nächste der ARU-Leute zog sich den Gurt seiner MP5 über den Kopf.

»Nicht so etwas Sperriges. Da bleib ich doch überall hängen. Geben Sie mir eine Pistole und so viele Ersatzmagazine, wie Sie haben.«

Ein anderer Kollege trat vor und übergab ihr gehorsam seine Walther P990. »Da ist ein vierziger Kaliber im Magazin und keine neun Millimeter«, fing er an, »das heißt, es sind nur zwölf ...«

Er wurde von einem bösen Blick weit höheren Kalibers ruhiggestellt.

»Officer de Xavia benötigt keine Waffen-Einweisung«, erklärte McMaster höflich.

Angelique warf das Magazin aus, prüfte den Schlitten, schlug

das Magazin wieder hinein und lud die Waffe durch. Dann nahm sie die anderen Magazine und steckte sie in die Polstertasche.

»Fertig?«, fragte McMaster.

»Noch nicht. Ein zentraler Ausrüstungsgegenstand fehlt mir noch. Hat jemand ein Gummiband dabei?«

»Was?«

Die Einsatzkräfte sahen einander hilflos an, aber eine der beiden Frauen im Transporter gab ihr eine Handvoll aus einem Behälter an der Wand.

»Danke«, sagte Angelique und band sich mit einem davon einen Pferdeschwanz, bevor sie das Headset aufsetzte.

»Jetzt bin ich fertig.«